

UNGARN

JAHRGANG 1943

OKTOBERHEFT

FRANZ ERDEI :

**DIE KULTURELLE ENTWICKLUNG
DES UNGARISCHEN ALFÖLD**

GYULA ORTUTAY :

**UNGARISCHE FORSCHER
UNTER DEN PRIMITIVEN VÖLKERN**

vitéz IWAN NAGY :

JAPANISCH-UNGARISCHE BEZIEHUNGEN

LUDWIG SPOHR †

ROMAN VON K. MIKSZÁTH

**GEDICHTE VON J. BERDA, K. DUDÁS, G. RÓNAY,
L. SZABÉDI, F. SZEMLÉR UND A. WEÖRES**

BÜCHERSCHAU

VERLAG DANUBIA

BUDAPEST * LEIPZIG * MILANO

UNGARN

MONATSCHRIFT

FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Hauptschriftleiter : Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Verwaltung : Budapest, V., Arany János-utca 1. Fernruf : 122-261

Mitteilungen und Beiträge sind an die Schriftleitung zu richten

Sprechstunden : Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Preis des Jahrganges : P 16. Einzelheft : P 1.50

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025

Verlag : DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung : F. VOLCKMAR, Leipzig, Hospitalstraße 10.

Die Zeitschrift kann in Deutschland, Belgien, Dänemark, Finnland,
Holland, Italien, Rumänien, Schweiz und Vatikanstadt in jedem
Postamt bestellt, und durch jedes Postamt direkt
bezogen werden

Die Zahlung des Abonnements kann auch durch die Dresdner Bank,
Berlin, Ausl. Ink. Konto Nr. 784-212/67. erfolgen.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT :

ANDREAS von TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.,
kön. ung. Geheimer Rat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses

MITPRÄSIDENTEN :

KOLOMAN von SZILY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär a. D.,

STEFAN von FÁY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär,

BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimer Rat, Obergespan a. D.,

ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär a. D.,

JOSEF STOLPA, Staatssekretär,

GYULA von DARÁNYI, Universitätsprofessor

GENERÄLSEKRETÄR :

Prof. Dr. *ALEXANDER von KIBÉDI VARGA*, kön. ung. Oberregierungsrat

RECHTSANWALT :

LUDWIG von HUSZOVSKY, Reichstagsabgeordneter

KLUBDIREKTOR :

KOLOMAN von KONKOLY THEGE, Reichstagsabgeordneter

SCHATZMEISTER :

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

DIE KULTURELLE ENTWICKLUNG DES UNGARISCHEN ALFÖLD

VON FRANZ ERDEI

Das ungarische Alföld war sowohl für die Landschaftsentwicklung des Karpatenbeckens, als auch für die kulturelle Entwicklung Ungarns seit jeher ein bedeutendes Gebiet. Immer nannte die europäische Öffentlichkeit das Alföld als ein eigenartiges Gebiet, entweder wegen seiner weiten Steppen voll riesiger Herden und dem folkloristisch eigenartigen Leben seiner Hirten oder als eine der Vorratskammern Europas.

Tatsächlich waren Landschaftsgestaltung und Kulturentwicklung des ungarischen Alföld stets höchst eigenartig. Nicht nur, daß es von der allgemeinen europäischen Entwicklungslinie mehr oder weniger abwich, es nahm auch an der ungarischen geschichtlichen Entwicklung auf eigne Art teil. Bereits zur Zeit der Landnahme gestaltete sich das Geschick dieser Landschaft eigenartig, denn damals ließen die landnehmenden Stämme weite Flecken des Alföld unbewohnt: die Sandsteppen zwischen Donau und Theiß und das Schwemmland der Flüsse. Auf diese freigebliebenen Plätze siedelten sich in den ersten Jahrhunderten des ungarischen Königtums verschiedene Volksbestände an, zum großen Teil Kumanen. Auch der Mongolensturm des 13. Jahrhunderts beeinflußte die Entwicklung des Alföld aufs stärkste, indem er die bereits besiedelten Dörfer vernichtete. Viele wurden niemals wieder aufgebaut. Auch die Ansiedlung der Kumanen war eine Folge des Mongolensturmes. So geschah es, daß eine Besiedlung im europäischen Sinne, Landwirtschaft und feudale Gesellschaftsordnung sich auf dem ungarischen Alföld viel weniger entwickeln konnten als in den übrigen ungarischen Gebieten, besonders jenseits der Donau. Erst Ende 15. bis Anfang 16. Jahrhunderts entwickelte sich hier eine den andern Landesteilen entsprechende Gesellschaftsordnung und Kultur, aber auch dann noch blieb das kumanische Gebiet und zahlreiche größere Flecken an verschiedenen Stellen des Alföld als Sondergebiet bestehen.

Die Unterwerfung unter das osmanische Joch besiegelte dann das Schicksal des Alföld endgültig. Diese Zeit brachte einen geschichtlichen Wendepunkt in der kulturellen Entwicklung des Gebietes, so daß die ganze spätere Sonderentwicklung nur von dieser aus gesehen verständlich wird.

Die Steppe der Osmanenzeit

Die lange Zeit der Osmanenkriege, die fortwährend herumstreifenden Truppen führten zu einer kulturellen Vernichtung des Alföld. Die Dörfer tarben aus, die Äcker blieben unbebaut, die Volkskraft ging zurück, der

ungarische Grundherr und die ungarische Komitatsverwaltung wurden aus dem von den Osmanen besetzten Gebiet verdrängt — das Alföld wurde zur Steppe und stand nicht mehr unter der ungarischen grundherrlichen und Komitatsführung. Dennoch ging nicht alles verloren. Es blieben die Lebensformen des niederen Volkes, die unterhalb und innerhalb der Lücken der feudalen Gesellschaftsordnung schon im Mittelalter bestanden, wenn auch in Rückentwicklung. Nun, als die obere Gesellschaftsschicht vernichtet oder entfernt war, geriet diese auf sich selbst gestellte untere Schicht an die Oberfläche und entwickelte sich in solchem Masse, daß sie die Kulturentwicklung des ganzen Alföld in ihre eignen Bahnen lenkte.

Unter der Osmanenherrschaft blieben vor allem jene Siedlungen bestehen, die zahlreicher, geschützter waren und deren wirtschaftliche und gesellschaftliche Struktur in dieser unsicheren und an Prüfungen so reichen Zeit eigenständig bleiben konnte. Solche Siedlungen waren nur die größeren viehzucht-treibenden, eigenartig besiedelten Landstädte, die sich auch früher schon selbständig, ziemlich frei von der oberen feudalen Struktur entwickelt hatten. Derartige Landstädte waren die zentralen Siedlungen des Kumanengebietes, ferner die Städte zwischen Donau und Theiß und schließlich die beiden größten Städte des Alföld, Szeged und Debrecen. Allerdings waren diese auch Handels- und Gewerbestädte und schon im 15. Jahrhundert »civitates« mit königlichem Recht, die Grundlagen ihrer gesellschaftlichen Struktur waren aber dennoch so, wie die aller Landstädte des Alföld. Außer ihnen sind auf dem Alföld nur noch zwei befestigte Städte geblieben, Szolnok und Gyula, die sich in ihrer späteren Entwicklung in die Reihe der übrigen eingliedern. In der Siedlungsform und gesellschaftlich ähnlich entstanden die Städte, die während der Osmanenzeit oder während der Befreiungskriege aus militärischen Gründen erbaut wurden: die Haiduckenstädte und die Städte an der Theiß, bzw. im Grenzgebiet der Batschka.

In dieser Zeit der Zerstörung entfaltete sich in diesen Städten eine eigenartige Gesellschaftsordnung und eine besondere Kulturentwicklung schritt vor. Die wirtschaftliche Grundlage ihrer Existenz war vor allem die Viehzucht, dann der Weinbau und erst in dritter Linie der Ackerbau. Daneben betrieb man in jeder dieser Städte auch Gewerbe. Der Handel, besonders mit Tieren und Wein war gleichfalls bedeutend. Bei dieser Produktionsordnung entwickelte sich ein eigenartiges Besitzsystem und eine besondere Produktionsweise. Wohl war jeder dieser Orte grundherrlicher Besitz, doch erhob der Grundherr nur eine gewisse Geldsteuer, und unter dem fernen grundherrlichen Recht entwickelte sich den besonderen Verhältnissen der Landwirtschaft entsprechend eine freie bürgerliche Besitzordnung. Die Grundstücke, die in Leibeigenengemeinden den ganzen Hotter umfassende Besitzeinheiten bedeuteten, beschränkten sich hier nur auf die inneren Wohngrundstücke, auf denen man die Ansprüche des Grundherrn stets aufrecht hielt. Das ganze Produktionsgebiet aber gliederte sich in Grundstückteile, die selbständig und frei waren vom grundherrlichen inneren Grunde, in sog. »Gärten«, die z. T. freie Grundstücke waren, mit freiem Steuer- und Erbrecht, z. T. von der Stadt verliehene »Gärten«, auf Lebensdauer zu benutzende Grundstücke, die mit

dem Tod des Besitzers an die Stadt zurückfielen und Gegenstand neuer Verleihung wurden.

Ein solcher »Garten« war vor allem der Gürtel von Wirtschaftshof und Ställen um den mauerumschlossenen Besitz des Innenwohnhauses, je ein Wirtschaftshofgarten im Besitz eines jeden Landwirtes. Die meisten Stadtbewohner, ob sie nun Grundbesitzer, Feldarbeiter oder Gewerbetreibende waren, hatten dazu auch einen Weingarten und einen Gemüsegarten. Die viehzüchtenden Landwirte hatten außerdem, als besonderes Besitzstück überall noch einen Gras- oder Kleegarten. Der wirtschaftlich wichtigste Ort war der Wiesengarten, bei den reicheren Viehbesitzern das mähbare Weidengebiet am äußeren Rande der Ortsgrenze. In diesen — oft 20—30 km von der Stadt entfernt — errichtete der Besitzer Gebäude, Hütten, Ställe; sie sind die Vorformen der späteren »Tanya«.

Bei solcher undörflichen Produktionsweise und ihrem Wesen nach nicht feudalen, sondern bürgerlichen Grundstückstruktur entwickelte sich eine eigene ackerbürgerliche Gesellschaftsform und -Kultur. Jede dieser Städte hatte autonome Rechtshoheit, war eine wirkliche Stadtdemokratie. Hier entstand eine in ihrer Verwaltung hochentwickelte, durch Rechtsordnung und Rechtsgebung verfeinerte Kultur, die, wenn sie sich auch von der der westlichen Städte unterschied, in jedem Falle städtische Kultur und auch sprachlich und volklich eigenartig ungarisch war. Ausschlaggebend für die Kulturentwicklung war hier überall die Organisation der reformierten Kirche. Mit Ausnahme von zweien wurden diese Städte am Ausgang des 16. Jahrhunderts reformiert und ihre kirchlichen Gemeinden — mit ungarischen, Ungarisch und Latein lehrenden Schulen und demokratischem Verwaltungssystem — die Brennpunkte der städtischen gesellschaftlichen Entwicklung.

Die Zeit des Wiederaufbaues im 18. Jahrhundert

Die Befreiung von der Osmanenherrschaft regte in den verwüsteten Gebieten überall eine Wiederaufbautätigkeit an; so auch auf dem Alföld, wo sich außer den behandelten Städten nur unbewohnte Steppen als Weideland für das Vieh der Städte erstreckten. Die ungarische Verwaltungsform, das Komitatswesen, kehrte zurück, und mit ihr der ungarische Grundherr. Aber die feudale Gesellschaftsordnung, die vor der Osmanenzeit bestanden hatte, die handel- und gewerbetreibenden Städte mit ackerbebauenden leibeigenen Dörfern und Grundherrn an ihrer Spitze, entstanden nicht von neuem. Hier nahm die Entwicklung ihren Fortgang, die in den in der Osmanenzeit übriggebliebenen Städten kräftig eingesetzt hatte. Es entwickelten sich daher nicht Dörfer an den unbewohnten Orten — mit Ausnahme des unter militärischer Verwaltung verbliebenen Banates unterhalb der Maros und östlich der Theiß — sondern meist den vorhandenen ähnliche Städte. So siedelte sich die Bevölkerung der verwüsteten Dörfer oberhalb der Maros und östlich der Theiß an den günstigen Orten an und erbaute Hódmezővásárhely, Makó und Szentés in einer den älteren Ackerbürgerstädten ähnlichen städtischen Form. Ähnliches geschah dort, wo das Ödland durch grundherrliche Besiedlung bevölkert wurde; denn

die in größeren Mengen angesiedelten Volksmassen blieben überall beisammen, bewirtschafteten das große Gebiet in einer Weise, die der der alten Alföldstädte glich, und ließen eine ähnliche Gesellschaftsstruktur entstehen. Auf diese Weise entstanden Békéscsaba, Békés, Orosháza, Szarvas und Nyiregyháza. Diese in jüngerer Zeit besiedelten Landstädte unterschieden sich von den älteren nur darin, daß ihre Bewohner bereits von Anfang an vor allem Ackerbauer waren. So wurde ihre Gesellschaftsstruktur und -kultur von Anfang an bäuerlich. Die älteren Städte blieben noch lange viehzüchtende Landstädte, die jüngeren wurden Ackerbauerstädte.

Neben diesen entstanden damals auch Dorfsiedlungen, doch waren auch diese keine kleinen Leibeigengemeinden, sondern selbst die Dörfer des Westens übertreffende größere Agrarsiedlungen mit verhältnismäßig riesigem Areal, lockererer grundherrlicher Form und mit einer den großen Bauernstädten ähnlichen Gesellschaft und Kultur. Außer ihnen entstanden in dieser Zeit auf dem Alföld auch zahlreiche Güter mit großen Meierhöfen. Sie waren echt feudale Gebilde von einer Art, wie sie zur selben Zeit im Osten Europas (Preußen, Polen) ebenfalls entstanden. Indessen blieben diese Herrschaftsgrundbesitze bis zum Ende Fremdkörper in der Gesellschaftsform des Alföld.

Sowohl für das Gebiet der alten »Gartenstädte«, als auch für das der neueren Bauernstädte, zum großen Teil auch der neueren Dorfsiedlungen war diese Zeit die der gewaltig sich ausdehnenden Ackerbauproduktion; dem entsprechend entwickelte sich die Siedlungs- und Gesellschaftsstruktur in der Form der Tanyawirtschaft. Diese Siedlungsgehöfte glichen nicht den westlichen Streusiedlungen, auch nicht den alten deutschen und slawischen Streudörfern oder den neueren Streusiedlungen wie z. B. die ethnischen Rodungen, sondern waren eigenartige Weiterentwicklungen der Gartenstadtsiedlungen der Osmanenzeit. Die Tanya entstanden nicht als neue Siedlungen; diese Form erwuchs aus der zusammenhängenden Produktionsstruktur der Städte zur Bearbeitung der entlegenen Gebietsteile. Städtische Landwirte, die an verschiedenen Stellen des Gebietes Besitzungen hatten, bauten auf den entlegeneren Äckern Wirtschaftsanlagen und Höfe, Ställe und Futterstapelplätze, die der Betriebsort der Außenwirtschaft wurden. Dabei blieben sie aber mit ihrer ganzen Existenz innerhalb der Stadt und behielten auch dort ihr Haus. Geburt und Tod erfolgten in der Stadt; auf der Tanya waren sie nur während der Arbeitszeit. Gewöhnlich hielten sich die jüngeren männlichen Familienmitglieder länger auf; mit ihnen war das in Dienst genommene Gesinde. Trotzdem gehörte die ganze Familie völlig zur städtischen Gesellschaft.

Die kulturelle Entwicklung des Alföld schritt in dieser Zeit in zweierlei Hinsicht mit mächtigen Schritten vor. Die großangelegte Ackerbauproduktion begann und damit wurde der Grund zur modernen Entwicklung des Alföld gelegt, die eines der bedeutendsten Agrarproduktionsgebiete Europas entstehen ließ. Ebenso wichtig war andererseits der Ausbau des Tanyasystems. Diese Entwicklung legte den Grund zu einer Wirtschafts- und Gesellschaftsform, die später sowohl als landwirtschaftliche Kultur als auch als Gesellschaftsstruktur nicht genug zu schätzende Erfolge brachte. Vorallem in diesem Jahrhundert wurde das Alföld aus der

unendlichen Steppe mit wenigen Städten zu einem größtenteils landwirtschaftlich kultivierten, sich volklich vermehrenden, kulturell aufstrebenden Gebiet. Diese Entwicklung war die unmittelbare Fortsetzung der Ausbildung der Städte in der Osmanenzeit.

Die moderne Entwicklung des Alföld

Im 19. Jahrhundert wird der Wiederaufbau des Alföld vollendet. In derselben Richtung, in der die Entwicklung bereits im 18. Jahrhundert fortgeschritten war, erfolgt nun die Weiterentwicklung. Alle Einrichtungen und Formen, die damals im Entstehen waren, bilden sich nun voll aus.

Vor allem schritt die Kultur der Ackerproduktion gewaltig fort. Im 18. Jahrhundert machte man bereits riesige Weidegebiete urbar, doch blieb die Viehzucht als gleichrangiger Produktionszweig neben dem Ackerbau bestehen, weshalb man auch ein dem Ackerboden gleichgroßes Stück als Weideland beließ. Im Laufe des 19. Jahrhunderts kamen alle diese noch immer großen Weidegebiete unter den Pflug. Um die Jahrhundertmitte teilte man in den meisten Gemeinden sowohl die zwischen den Siedlungen liegenden, sog. »inneren« Weiden als auch die entfernteren Gebiete in »äußere« Weiden auf. Danach blieben auf dem Alföld auch keine größeren, zusammenhängenden Weidegebiete mehr; überall betrieb man Ackerbau, vor allem Getreidebau. Diese Zeit war die Blütezeit der ungarischen Weizenproduktion. Zur selben Zeit verbreitete sich auch die Produktion der Hackfrüchte: vor allem entwickelte sich damals die Maiserzeugung, die nun in der Produktion des Alföld eine so bedeutsame Stellung einnimmt.

Von besonderer Bedeutung in der Kulturentwicklung des Alföld ist die Bewirtschaftung der Sandgebiete. Bereits früher gab es Weingärten auf den sandigen Böden des Alföld, von der Mitte des 19. Jahrhunderts an aber wurde auf den Sandböden vor allem der Weinbau allgemein, bald auch der Obstbau. Gegen Ende des Jahrhunderts stand die Kultur der Sandgärten bereits in hoher Blüte, besonders zwischen Donau und Theiß, aber auch im Nyírség.

Von ähnlicher Bedeutung war die Entwicklung besonderer Spezialkulturen in einigen Landschaften des Alföld. Kaum später als ein Jahrhundert nach dem Beginn der Ackerbaukultur entwickelte sich in zahlreichen Städten eine bedeutende Gartenkultur: in Szeged die der Paprika, in Makó die der Zwiebel, in Nagykovács die Gurkenkultur und an mehreren Orten der Tabackbau. Diese Sonderkulturen nährten sich überall aus dem gesellschaftlichen Boden, den die besondere Stadtgesellschaftsentwicklung des Alföld hervorbrachte. Agrarstädtische Arbeiter begannen hier überall die Produktion, die bei der wechselnden Produktion der Stadt die Grundlagen der Handarbeit und sorgsam Erzeugung bereits erlernen konnten. Zu weiterer Ausbreitung kamen diese Kulturen dadurch, daß die zusammenhängenden großen Gebiete zur Entwicklung gewaltiger Exportmärkte Gelegenheit gaben. So wuchs der Handel neben der Produktion rasch und bestimmte schließlich auch diese. Auf dem Gebiet kleiner Dörfer wäre eine Entwicklung dieser Art undenkbar gewesen.

Von ausschlaggebender Bedeutung war für die kulturelle Entwicklung des Alföld der Ausbau der Märkte in den großen Städten. Diese Märkte waren anders als die in der mittelalterlichen Entwicklung so bedeutenden Zwischenhandelsmärkte an den Handelsstraßen. Hier wurden nicht die Erzeugnisse verschiedener Produktionsgebiete gegeneinander ausgetauscht, sondern die Werte je eines Gebietes wurden aufgestapelt und wanderten in entfernte Länder. Diese zum großen Teil berühmten Märkte sind lauter Agrarmittelpunkte, in denen die kennzeichnenden Produkte der betreffenden Landschaft auf den Markt kommen, und mit der Ortsmarke in den Welthandel gelangen. Am frühesten entwickelten sich die großen Viehmärkte. Die großen Viehmärkte in Debrecen, Kecskemét und Mezőtúr sind auch heute noch berühmt, waren es aber besonders im 19. Jahrhundert. Die nächste Etappe in der Marktentwicklung war der Ausbau der Getreidemärkte. Hier traten die besten Weizengebiete in den Vordergrund. Orosháza, Hódmezővásárhely, Nagykikinda, Nagybecskerek und Zsombolya, und überall entwickelte sich auch das Mühlengewerbe rasch in großem Stil. Von diesen Märkten aus kam das berühmte ungarische Weizenmehl auf den Weltmarkt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelten sich die heute durch ihre Gartenerzeugnisse so berühmten Märkte. Zuerst entstanden die Trauben-, Obst- und Weinmärkte der Sandgebiete von Kecskemét, Nagykőrös, Gyöngyös, dann die Gemüse und Gewürzpflanzen ausführenden Märkte in Szeged, Makó, Nagykőrös und Kecskemét. Diese sind nicht nur darum bekannt, weil sie eine kaufmännische Gesellschaftsschicht erzogen, sondern auch darum, weil durch sie die Agrarbevölkerung der betreffenden Landschaft sowohl in ihrer Wirtschaftskultur als auch in ihrem gesellschaftlichen Leben einen bedeutenden Aufschwung nahm.

Mit dem landwirtschaftlichen Aufstieg ist die industrielle Entwicklung des Alföld verbunden. Schon im 18. Jahrhundert entwickelte sich in vielen Städten ein eigenartiges Gewerbe, während das moderne Großgewerbe erst mit den Mühlen Aufschwung nahm. Die folgende Phase in der Entwicklung des Gewerbes war am Ende des 19. Jahrhunderts der Ausbau der Konservenindustrie. Diese spezifische Industrie des Alföld ist ebenso wie die Märkte nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt bekannt.

Die eigenartigste Kulturentwicklung des Alföld zeigt sich indessen vor allem in der völligen Ausbildung des Tanyasystems. Mit der Ausbreitung des Ackerbodens und Intensivierung der Ackerbewirtschaftung wuchs der landwirtschaftliche Arbeitsbedarf, was zur Folge hatte, daß in der Tanyawirtschaft mehr Arbeiter auf längere Zeit beschäftigt werden mußten. So entwickelte sich die Tanyawirtschaft dadurch, daß die kleineren Landwirte für die Dauer ihrer ganzen Arbeit auf die Tanya zogen, dort wohnten, die größeren Landwirte aber dauernd draußen wohnendes Gesinde in den Dienst stellten. Dadurch erfolgte jedoch noch immer nicht die Besiedlung der Tanya, nur der Aufenthalt wurde dauernder. Die Bewohner der Tanya blieben aber trotzdem in der städtischen Bevölkerung, und im Alter zog jeder in die Stadt. Kennzeichnend für diese Lage ist, daß in diesem Jahrhundert auf den Tanya keine Gemeindeeinrichtungen errichtet werden, der gesellschaftliche Mittelpunkt

und das Heim der Tanyabewohner blieb auch weiterhin die Stadt. Diese Entwicklung des Tanyasystems war zunächst von landwirtschaftlichem Standpunkt aus sehr bedeutungsvoll. Der dauernde Aufenthalt auf der Tanya ermöglichte eine intensivere Erzeugung, der vor allem die allgemeine Hebung der landwirtschaftlichen Produktion des Alföld und die Entwicklung besonderer landwirtschaftlicher Kulturen zu verdanken war. Aber auch von sozialem Blickpunkt aus war die Tanyaordnung von großer Wichtigkeit. Die halb städtische, halb außerstädtische Gesellschaftsordnung machte es möglich, daß die Gesellschaft des Alföld keine an die Scholle gebundene Bauerngesellschaft blieb, sondern sich sowohl in der äußeren Zivilisation als auch im inneren Aufbau höher erheben konnte als auf die Stufe der einfachen dorfbäuerlichen Lebensform.

Solche Entwicklungskräfte gestalteten das heutige Alföld, sowohl als besonderes Wirtschaftsgebiet, als auch die Gesellschaft und Landschaft selbst. Die Eigenart der Entwicklung bestimmten die geschichtlichen Voraussetzungen, doch genügen für ihre Deutung die hundertfünfzig Jahre der Osmanenherrschaft allein nicht. Die Fremdherrschaft vernichtete nicht alles, und der Neuaufbau ging von Beständen aus, die bereits vor der Osmanenzeit vorhanden waren und sich auch später behaupteten. Die heutige Eigenkultur des Alföld erklärt eine Gesellschaftsentwicklung, die bereits im Mittelalter unterhalb der feudalen Struktur vor sich ging, und die in der Osmanenzeit die untere Volksschicht an die Oberfläche treten ließ. Somit läßt sich in der kulturellen Entwicklung des Alföld die Entwicklung einer besonderen unteren Volksschichtsstruktur feststellen, einer Gesellschaft und einer Kultur, die das eigenartige Erzeugnis des besonderen geschichtlichen Weges des Ungartums ist.

Die Kulturlandschaften des Alföld

Die großen Linien der Kulturentwicklung durchzogen das ganze Alföld in gleicher Weise. Dennoch findet man typische Verschiedenheiten innerhalb der Kulturen der einzelnen Alföldlandschaften. Eine begriffliche Erklärung dieser gibt die Verschiedenheit der Entwicklung vor der Osmanenzeit, das verschiedene Maß der Osmanenherrschaft, ferner der überall besondere Ablauf des Neuaufbaus. Nach diesen geschichtlichen Voraussetzungen gliedert sich heute das Alföld in typische Landschaften, Landschaftseinheiten, die sich schon in dem Antlitz der geographischen Landschaft ausprägen, sich aber mit noch schärferen Zügen in den Produktionskulturen der einzelnen Gegenden, in ihrem gesellschaftlichen Aufbau, sowie in dem Gesamtcharakter ihrer Kultur abzeichnen.

Lassen wir die geringeren landschaftlichen Unterschiede und die unbedeutenderen Veränderungen außer Acht, so können wir auf dem Alföld noch immer klar fünfzehn Landschaften klar umreißen, die sich trotz aller Ähnlichkeit in kennzeichnenden Zügen voneinander absondern.

Die beiden größten Städte, Szeged und Debrecen, bilden jede eine besondere Landschaft in der Welt des Alföld. Heute sind beide bereits Mittelstädte mit einer Universität, lebhaftem Handel, blühendem Gewerbe und einer diesen entsprechenden gesellschaftlichen Schichtung: mit städtischer Bürgerschaft, Intelligenz und Arbeiterschaft. Aber an beiden

Orten erwuchs die moderne Stadt auf dem alten Grunde des Alföld, und dieser Grund ist in beiden Städten ganz verschieden. Debrecen war die viehzucht-treibende Stadt des Gebietes jenseits der Theiß, mit riesigem Areal, meierhofähnlichen Tanya und heute noch steppenartigem Weidegebiet, dem Hortobágy. Das heutige Ortskolorit zeigt noch immer das geschichtliche Debrecen. Die führende Schicht der Stadt besteht aus den Großbesitzern der Tanya, und Debrecen ist noch heute der Hauptort des ungarischen Calvinismus. Vom Blickpunkt der ungarischen Kultur aus gesehen ist Debrecen keine große Provinzstadt, sondern der Mittelpunkt des Ungartums jenseits der Theiß, des eigenartig östlich gefärbten Ungartums, und diese Färbung prägt sich auch in der Geisteskultur der Stadt lebhaft aus. Szeged ist in seinen geschichtlichen Schichtungen der Gegenpol: eine katholische Stadt, die — wenn sie auch weites Areal besitzt — heute nicht mehr die Stadt weiter Steppen ist. Eine Vorstadt ist in der Tat eigenartig ungarisch, wo Paprika erzeugt wird, an der Grenze aber lösten sich die Tanya von der städtischen Gesellschaft und entwickelten sich zu Streusiedlungen mit eigener Kirche, eigenem Kirchhof und eigener Gemeindeverwaltung.

Das kennzeichnendste Beispiel für den Stadttyp und die Kultur des Alföld bieten indessen die drei Städte zwischen Donau und Theiß: Kecskemét, Nagykőrös und Cegléd. Alle drei bestanden bereits zur Osmanenzeit und als echte »Gartenstädte« stehen sie am Anfang der Entwicklung, die die Gesamtstruktur des Alföld nahm. Alle drei haben einen ausgebildeten Tanyaaufbau und stehen auch in der Entwicklung der Sandgartenkultur voran. Kecskemét und Nagykőrös sind vor allem Märkte, Mittelpunkte der Obst- und Gemüseerzeugung des Alföld.

Die Kulturlandschaft Klein-Kumaniens ist jünger als die dieser drei Städte, geht jedoch denselben Gang der Entwicklung. Die Viehzucht wurde auch hier durch die Gartenkultur der Sandböden abgelöst, und sowohl die Erzeugnisse als auch die Märkte selbst gleichen denen der drei größeren Städte.

Die Batschka, der südliche Teil des Gebietes zwischen Donau und Theiß, zeigt ein ganz anderes Bild und eine völlig andere Kultur. Hier gibt es schwere schwarze Böden, die besten für Weizen und Mais. Die Gesellschaftsschicht ist hier jung, Dörfer und Städte wurden erst in nach-osmanischer Zeit besiedelt, zum Teil nicht mit Ungarn, sondern mit Deutschen, Serben und Bunjewatzen. Trotz alledem bewegt sich auch die Entwicklung dieser Landschaft in derselben Richtung, wie die des Alföld. Die Hauptorte, Landstädte mit großen Tanya, sind Mittelpunkte für Gebiete von Provinzgröße. Zwischen diesen liegen große Dorfsiedlungen; und überall entwickelte sich Ackerkultur, vielerorts auch Gartenkultur.

Auf der anderen Seite der Theiß zeigt das Banat wieder das Gesicht einer völlig anderen Landschaft. Dieses Gebiet weicht von der allgemeinen Entwicklung des Alföld am stärksten ab. Hier wurde alles von Grund auf neu erbaut. Daher entwickelten sich auch hier wieder Dorfsiedlungen von Volksgruppen, die nicht die städtische Art und das Tanyasystem der übrigen Siedlungen des Alföld

erreichten. Noch heute sind sie Ackerbau treibende große Dörfer von höchstem landwirtschaftlichen Stand. Nur zwei oder drei Städte unter ihnen näherten sich dem Typus der übrigen Städte des Alföld, glichen sich aber diesem niemals völlig an.

Die Landschaft zwischen Kőrös, Theiß und Maros wurde seit der Osmanenzeit gleichfalls neu erbaut, aber in der Art der alten Städte. Hier entwickelten sich anstelle der zerstörten mittelalterlichen Dörfer Agrarstädte mit weitem Areal, einige von innen heraus, andere dagegen durch Besiedlung; alle aber wurden gleichartige Tanyastädte, wie die alten »Gartensiedlungen«. Heute ist jede Stadt dieser Art hochwertiger Mittelpunkt der Wirtschaftskultur, der wertvolle Markt für die Sondererzeugnisse der einzelnen Gebiete.

Nördlich der Kőrös folgt das großkumanische Gebiet, früher die bedeutendste Viehzuchtlandschaft und der Boden der entwickelten »Gartenstädte«, der auch heute noch altertümlich erscheint. Noch immer ist hier viel Weideland, und noch heute wird hier stark Viehzucht getrieben; der Ackerbau ist stark extensiv, die Gartenkultur aber gediegar nicht. Doch gerade hier wurden in der Gegenwart die größten Bewässerungsanlagen erbaut, so daß die Landschaft einer neuen Entwicklung entgegenseht.

Ähnlich ist die Haiduckenlandschaft. Diese »Gartenstädte« waren zur Zeit der Osmanenherrschaft gleichsam Festungen, später entwickelten sie sich wie die übrigen »Gartenstädte«: vor allem als Viehzucht treibende und extensiv ackerbauende Bauernstädte.

Das Sárret war früher eine Sumpfwiesenlandschaft mit viel Viehwirtschaft. Hier gewann die Feldwirtschaft an Boden, seit man die Flüsse regulierte, doch ist sie hier noch immer jung. Weder die Bodenkultur, noch die Tanyawirtschaft erhoben sich hier auf den Stand, auf dem das übrige Alföld steht.

An der nordöstlichen Ecke gelegen, teilte das Nyírség nur an seiner westlichen Grenze, bei Nyiregyháza, das Schicksal des Alföld. Hier verödeten die Dörfer, und an ihrer Stelle erwuchs eine Tanyastadt mit großem Areal. Innerhalb der modernen Entwicklung wurde sie jedoch eher eine handeltreibende Stadt, aus ihren Tanya aber wurden losgelöste kleine Dörfer. Im Gegensatz dazu wurde der östliche Teil des Nyírség während der Osmanenzeit nicht zerstört, sondern entwickelte sich planmäßig als Landschaft uralter kleiner Dörfer, und bewahrte diesen Charakter auch heute. Es ist eine Landschaft mit kleinen Sandbodendörfern mit altem Volksleben und einer sich allmählich entwickelnden Sandwirtschaftskultur.

Der Theißbrücken bildet gegen Nordosten die Fortsetzung des Nyírség, gleichfalls eine Landschaft der alten Dörfer. Hier lebt eine uralte dörfliche Bauerngesellschaft, der modernen Entwicklung ferne, auch in ihrer wirtschaftlichen Kultur rückständig.

An der Theiß liegen seit der Landnahme nördlich von Szeged zwei bedeutende Städte: Szolnok und Csongrád. Beide waren von jeher wichtige Übergangsplätze über den Strom und entwickelten sich im Mittelalter zu Städten westlicher Art. Während der Osmanenzeit verwandelten sich auch diese in Viehzucht treibende Bauerngemeinden.

Szolnok kehrte neuerdings auf die alte Form zurück, während Csongrád seine alte Verkehrsbedeutung einbüßte und zu einer einfachen Landstadt des Alföld herabsank.

Im nördlichen Teil des Donau-Theißgebietes entwickelten sich drei kennzeichnende Landschaften. Nördlich von den drei erwähnten Städten liegt das Jászság, das in seiner geschichtlichen Entwicklung dem kumanischen Gebiet gleicht. Hier findet man lauter »Gartenstädte« mit alter Viehzucht. Heute entwickelt sich vor allem ihre Gartenproduktion stark. Bezeichnend für sie ist, daß das Jászság katholisch ist; so blieb die Gesamtstruktur hier ohne den kennzeichnenden Einfluß der reformierten Kirche in der Entwicklung des Alföld. Die Landschaft am Fuße der Mátra gehört gesellschaftlich noch zum Alföld. Hier liegen Viehzucht treibende Gartenstädte, unter ihnen das berühmte Mezőkövesd. Abgesehen von den reinen Gartenbau treibenden Gemeinden konnten sie sich in die moderne Entwicklung nicht erfolgreich einfügen. Die Umgebung von Pest schließlich ist heute eine völlig zur Hauptstadt gehörige Landschaft und schloß sich als solche ganz dem in die Hauptstadt führenden Verkehr an.

OSZK

UNGARISCHE FORSCHER UNTER DEN PRIMITIVEN VÖLKERN

VON GYULA ORTUTAY

Das Motto der Schrift »Einige Reisen in der Heimat« vom Grafen Dominik Teleki jun.: »Patriam illustrare, cum possis, nolle scelus est« könnte zugleich die Devise jeder Arbeit sein, die sich mit dem ungarischen Dorf befaßt. Die Reisen in Ungarn, ob sie nun von Aristokraten oder fahrenden Studenten unternommen wurden, ob es sich um der wegen der sozialen Mißstände unwilligen Fahrt des Sozialreformers Samuel Tessedik oder um die begeisterten Forschungen des Volksliedsammlers Johann Kriza auf dem Szeklerboden handelt, sind alle zum organischen Bestandteil unserer Kenntnisse über das Ungartum geworden, und auch heute können wir mit eigenen Augen sehen, wie sich der landeskundliche Teil der ethnographischen und sozialen Forschungen und der literarischen Schöpfungen der letzten Jahre in das Denken der Nation einbaut.

Ebenso bauten sich in das Bewußtsein des auf Europa blickenden Ungartums die geistigen, politischen, religiösen und sonstigen Auswirkungen der Reisen in Europa ein. Auch die Europafahrten gehörten zur Selbsterziehung des Ungartums, und unsere Reisenden betrachteten auch diese sowie das Lernen von den Völkern Europas keineswegs als Sünde. In der Entwicklungsgeschichte des ungarischen Geistes müßten wir bei jedem Augenblick unserer Geschichte und aus jeder Gesellschaftsschicht des Ungartums eine lange Reihe von Reisenden erwähnen. Wenn jemand einmal die Geschichte der ungarischen Reisenden schreiben würde, die die Landschaften der Heimat und die Länder Europas bereisten, würde er zugleich über die bedeutendsten Kapitel der Entwicklung des ungarischen Bewußtseins berichten.

Indessen gibt es auch noch einen dritten Stand der ungarischen Reisenden, die sich mit ihren Fahrten in der Heimat und Europa sowie mit den von der weißen Menschheit in der Neuzeit erschlossenen Kulturgebieten, mit Amerika oder mit den uralten asiatischen Hochkulturen keineswegs begnügten. Es gibt in beträchtlicher Anzahl ungarische Gelehrten, namhafte Forscher, die sich dem Studium von auf primitivstem Lebensstand vegetierenden Volksstämmen widmeten, und für diese Forschungen Gesundheit und Ruhe einsetzten. Zunächst können wir sie kaum verstehen. Es ist eben leicht verständlich, wenn England die Erforschung der auf verschiedenem Bildungsstand lebenden Völker seines riesigen Kolonialreiches für eine natürliche, gleichsam »nationale« Aufgabe hält. Aus demselben Grunde ist auch das deutsche und französische sowie das belgische und holländische volkskundliche Schrifttum reich an Arbeiten, sowohl an Einzelstudien als auch an stattlichen Mono-

graphien, die sich mit der Ethnographie der Kolonien befassen. Sehen wir doch, daß diese Länder der durch die Kolonialvolkskunde erschlossenen Kenntnisse oft bei politischen und militärischen Entschlüssen, also bei den wichtigsten Teilgebieten der Staatsführung bedürfen. Für diese Kolonialreiche (die Deutschen haben auf ihre Kolonialansprüche nie verzichtet) ist daher der möglichst vollkommene Ausbau der sich mit den Primitiven befassenden Volkskunde gleichsam eine bedeutsame Verwaltungsfrage. Ihre mächtigen Institute, ihre reichen Veröffentlichungen zeugen dafür, daß sie diese Stellung der Volkskunde stets vor Augen gehalten haben. Verständlich ist auch, daß die katholische Kirche sowie mehrere protestantische Kirchen die eingehendere Kenntnis der primitiven Völker für ihre Aufgabe hielten, um für ihre Missions- und Bekehrungsarbeit bessere Ergebnisse zu sichern. Wir dürfen wohl sagen, daß im christlichen Europa die katholische Kirche die erste bewußte Organisatorin der Sammelarbeit unter den Primitiven war, und sie machte sich die erworbenen Kenntnisse mit überlegener Weisheit und mit Takt zugute. Die Geschichte der Volkskunde knüpft den wissenschaftlichen Beginn der sich mit den Primitiven befassenden vergleichenden Ethnographie an den Namen des Jesuitenpater Joseph Francois Lafitau, dessen 1724 in Paris erschienene Arbeit über die nordamerikanischen primitiven Indianerstämme für die Entwicklung der Ethnologie den entscheidenden Anstoß gab. Die aus der Missionsvolkskunde hervorgegangenen Schulen behielten ihren Rang bis heute, hat doch die Kulturkreis-Theorie, einer der wirksamsten volkskundlichen Gedanken der letzten Jahrzehnte, vieles der lange Zeit in Mödling tätigen volkskundlichen Anstalt der Jesuitenpater Schmidt und Koppers zu verdanken.

All dies ist, wie gesagt, verständlich. Was aber mag neben den volkskundlichen Forschungsorganen der Kirchen und der Weltmacht beanspruchenden großen Reiche das mit seinen Grenzen zufriedene Ungartum bei den primitiven Völkern suchen? Mit Recht könnten wir diese Frage auch an uns selbst richten, begegnen wir doch wiederholt der Klage, daß wir selbst die eigene Heimat nicht genügend kennen; auch im eigenen Lande finden sich noch zahlreiche »weiße Flecken«, deren Erforschung der Unternehmer harrt, und auch heute darf man wohl noch sagen, daß die Erschließung der reichen geistigen Überlieferungen des ungarischen Volkes noch auf Jahre hinaus einen geschlossenen Stand von Forschern erfordert.

Dennoch wäre diese Frage kleinlich und müssig. Müssig, da seit Pater Julianus, ja noch früher, seit dem seligen Paul von Ungarn, auch das neben den Weltreichen so kleine Ungartum Jahrhunderte hindurch bis zu den namhaften Forschern der Gegenwart eine lange Reihe von Namen aufweisen kann, und da sich diese Forscher in den verschiedensten Teildisziplinen auch in der Weltforschung in die Reihen der Ersten erhoben. Alexander Kőrösi Csoma, Aurel Stein, Armin Vámbéry und von den heutigen Ludwig Ligeti haben in zahlreichen asiatischen Fragen, auf manchen Fachgebieten vor ihren englischen, französischen, deutschen Kollegen das entscheidende Wort gesprochen! Die in englischer und französischer Sprache verfaßten Arbeiten Tordays über die Volkskunde des Kongo-Gebietes gehören zu den vorzüglichsten Quellenwerken,

die neuguinesischen Forschungen Ludwig Birós sind auch heute unentbehrlich, Géza Roheim ist einer der hervorragendsten Kenner der australischen Totemfrage, und noch viele, viele namhafte Forscher der jüngsten Vergangenheit und unserer Tage könnte man aufzählen. All dies bezeugt, daß sich das Ungartum niemals mit den eigenen Aufgaben begnügte, sondern auch das allgemein-menschliche Interesse stets vor Augen hielt, auch ohne Machtansprüche von einer lebendigen Leidenschaft der wissenschaftlichen Forschung, von einer Sucht der Erkenntnis und von dem ewig treibenden Verlangen nach Entdeckung des Unbekannten durchdrungen war. Vielleicht sind gerade diese ungarischen Forscher der beste Beweis dafür, daß auch das Ungartum stets zu Europa gehörte, und seit der Christianisierung seiner europäischen Sendung stets den Forderungen der Zeit entsprechend treu blieb. Sie sind die wirksamsten Widerleger des kleinlichen, selbstgenügsamen und gefährlichen Grundsatzes der »Extra Hungariam non est vita.« Und gerade sie, die sich oft unter unsäglichen Entbehrungen unter primitiven Völkern bemühenden Gelehrten und Mönche, haben bewiesen, daß die Volkskunde nicht nur aus einer einseitigen Erforschung der nationalen Züge besteht, sondern bestrebt ist, sämtliche Formen des menschlichen Daseins kennen zu lernen, daher ihrem Wesen nach eine humanistische Wissenschaft ist. Jedenfalls zeugen die Forscher vom hohen Rang der ungarischen Wissenschaftlichkeit.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß die Forschungsarbeit unter den primitiven Völkern zunächst Geistliche und Gelehrte auf sich nahmen. Aus ihren Reihen gingen jene hervor, die sich in alle Weltteile begaben und, entweder vom Wunsch das Wort Gottes zu verkünden, oder von dem Drang nach Erkenntnis getrieben, sich von Afrika bis Australien, von Amerika bis Asien in so vielen Ländern und unter so vielen Völkern aufhielten. Es kann nicht die Aufgabe dieses Aufsatzes sein, die Namen aller aufzuzählen, die an dieser Arbeit ungarischerseits beteiligt waren, könnten doch dabei über diesen und jenen kaum mehr als einige kurze Sätze gesagt werden. Das Heldenleben des Paters Julian und seines Gefährten bildet den Auftakt eines tragischen Kapitels der ungarischen Geschichte. Der Arbeit der Missionäre kommt in der ungarischen Kulturgeschichte ein besonderes Kapitel zu. Mehrere ihrer Werke haben auch heute noch Quellenwert, oder sind als Seltenheiten kostbar. So gab der Jesuitenpater Xaver Franz Éder durch seine nachgelassene »Descriptio provinciae Moxitanorum in regno Peruano . . .«, das durch seine Ordensbrüder 1791 mit den schönen Lettern der Universitätsdruckerei von Buda herausgegeben wurde, ein wertvolles Werk der Amerika-Forschung. Éder selbst, der unter den Mühen der Missionsarbeit zusammenbrach, konnte das Material seines Buches gerade noch sammeln. Das Werk enthält im Geiste der Zeit die genaue topographische Beschreibung der von ihm gekannten peruanischen Provinz, schildert die Eigenart des Klimas und der Natur, Fauna und Flora, und widmet schließlich auch den Bräuchen der Eingeborenen einige Abschnitte. Das Erscheinen der mit hübschen Stichen geschmückten Werkes hat Éder nicht mehr erlebt. Ähnlich könnten wir noch manche Namen ungarischer Mönche und Gelehrten oder vom Verlangen nach Abenteuern getrie-

bener Reisenden nennen, wie z. B. den Afrikareisenden Ladislaus Magyar, dessen südafrikanische Briefe, in denen sich ein vorzüglicher Beobachter kundgibt, Johann Hunfalvy auf Kosten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgab. Ferner könnten wir das abenteuerliche und sonderbare Leben eines der hervorragendsten Kongo-Kenner, Emil Torday, oder die bunten Reisen von Johann Xántus erwähnen, um von Graf Moritz Benyovszky gar nicht zu sprechen, dessen Lebensgang gerade wegen dessen Abenteuerlichkeit der große ungarische Erzähler Maurus Jókai liebevoll eingehend schilderte. Die Reihe könnte beliebig fortgesetzt werden, doch soll hier statt kurzer Charakteristiken das Leben eines einzigen Forschers, Ludwig Birós etwas eingehender ins Auge gefaßt werden. Vielleicht gerade darum, weil sein Leben und seine Tätigkeit keine besonderen exotischen Züge aufweist und daher auch als typisch gelten kann.

Birós Leben können wir nicht nur aus der liebevoll verfaßten Studie von Gyula Halász, sondern auch aus seinem veröffentlichten Briefwechsel sowie aus dem nach seinem Tod herausgegebenen netten kleinen Buch kennenlernen, in dem er seine neuguinesischen Erinnerungen niederlegte. In ansprechender Art beschreibt er in diesem Buch, wie er im Kollegium von Zilah erzogen wurde, wo er übrigens 1875 das Abitur bestand, wie ihn sein begeisterter Lehrer, der aus Debrecen dahin verschlagene Theologe Franz Török schon frühzeitig zur Untersuchung der Natur anregte. Er schildert, wie er Vögel sammelte, seine pflanzenkundlichen Forschungen, und durchwandert mit der Ergriffenheit des sich zurückerinnernden alten Mannes seelisch die Umgebung von Zilah. Selbst zu seiner Reise nach Neuguinea (denn er wurde zu einem der namhaftesten Erforscher dieser damals noch kaum gekannten Insel und zum wissenschaftlichen Entdecker des Papuavolkes), wurde er — wie er bekennt — in dieser Zeit, in seinen Studienjahren in Zilah, von Franz Török angeregt. Török sprach ihm voll Verlangen darüber, welche eigenartige Welt dort wohl sei, da man ja über die Papuas auf Neuguinea nur so viel wisse, daß sie unabhängige Wilden seien. »Völlig unberührte Völker, die noch keinen Europäer gesehen haben, in der unberührten Steinzeit leben, wie sie vor unberechenbaren Jahrtausenden einst auch in Europa vorhanden war. Wenn jemand dorthin gelangen könnte!« So sprach sehnsuchtsvoll der Lehrer und gewiß auch sein Schüler, in dessen Herzen dieses Erlebnis nicht nur eine rasch verglimmende Flamme blieb, sondern einen Lebensentschluß heranreifen ließ, wie er selbst schreibt: »Ich wurde zum Mondsüchtigen dieses Gedankens«.

Er machte sich zäh an die Arbeit. Vor allem lernte er Sprachen: deutsch, französisch, englisch, selbst spanisch, meldete sich auch als Missionär, nur um sein Ziel zu erreichen, studierte Theologie, doch beantworteten die ausländischen Missionsgesellschaften sein Anerbieten nicht. Übrigens schreibt er in seinen Lebenserinnerungen über die Zeit zwischen dem Abitur und seiner Reise nach Neuguinea fast garnichts, als wären diese in schwerer Arbeit vergangenen zwanzig Jahre nur eine unbedeutende Vorbereitungszeit für das große Abenteuer, das große Unternehmen gewesen, das seinem Leben den wirklichen Sinn gab. Er arbeitete, sammelte für die naturwissenschaftliche Abteilung des Na-

tionalmuseums wertvolles Material, und erhielt für seine reiche Käfersammlung 1000 Gulden. Auch dieses Geld hinterlegte er zur großen Reise. Auf die Heirat, das stille Glück des Privatlebens verzichtete er von vornherein: nur das Ziel schwebte ihm vor, nur darauf war sein Augenmerk gerichtet.

Gerade als er die 1000 Gulden vom Nationalmuseum erhielt, trat die entscheidende Wendung ein. Im Februar 1895 feierte die Naturwissenschaftliche Gesellschaft das Andenken eines jungen, mit kaum 26 Jahren verstorbenen ungarischen Forschers Samuel Fenichel, der einer Krankheit erlag, die er sich bei seinen Forschungen auf Neuguinea zuzog. Nach der Feier unterbreitete Biró seinen Plan: er wolle auf eigene Kosten (selbst seine Bücher verkaufte er, um einige Gulden mehr zu besitzen) die von Fenichel begonnene Arbeit fortsetzen. Bezeichnend für die Kühnheit, mit der er seine Fahrt antrat, ist, daß von den 1000 Gulden die Ausrüstung und die Reisekosten 700 verschlangen. Aus dem Rest von 300 Gulden wollte er in Neuguinea Jahre hindurch seinen Lebensunterhalt bestreiten. Allerdings rechnete er damit, daß seine in die Heimat zu schickenden Sammlungen vergütet werden. Manche unterhaltende Einzelheiten seiner Fahrt könnte man erwähnen, wie er sich in Fiume ein kg Zyankali verschafft, das er zu seinen naturwissenschaftlichen Forschungen braucht, durch seinen Wunsch aber die Apotheker verständlicherweise überrascht, wie er schließlich auf seiner Wunschinsel ankommt, — doch ist dies alles endlos und zunächst novellistisches Material. Nur soviel soll erwähnt werden, daß er unglücklicherweise gerade in der Regenzeit am 1. Januar 1896 in der Hauptstadt der damals noch deutschen Kolonie, Friedrich-Wilhelmshafen eintraf. Bereits in der dritten Woche holt er sich die Malaria, unter der er von nun an Jahre hindurch leidet, wegen seiner Fieberanfälle oft auch die Forschungsarbeit unterbrechen muß, und befürchtet, daß sein geschwächter Körper ihn hindern wird, die auf sich genommene Aufgabe zu lösen. Wie Gyula Halász schreibt, wurde Ludwig Biró im Jahre 1900 durch Professor Koch, den Entdecker des Erregers der Malaria, von seiner schweren Krankheit geheilt.

Am sprechendsten zeugt für die Erfolge seiner Forschungsarbeit die Tatsache, daß kaum zwei Jahre nach seiner Abreise Johann Jankó im Auftrag des Ethnographischen Museums den ersten Bericht über die Sammlungen Birós in einem zweisprachigen Band veröffentlichte, dem nach weiteren zwei Jahren ein noch stattlicherer Band folgte. Beide erwarben die Achtung der ganzen europäischen Wissenschaft; bei ihrer Veröffentlichung wirkten auch die deutschen volkskundlichen Fachkreise mit größter Bereitwilligkeit mit, da sie die Bedeutung der Arbeit erkannten und sie hochschätzten. Es genügt, einige Zeilen aus der Einführung Willibald Seemayers anzuführen, der die zweite Ausgabe besorgte, um den Wert der Arbeit richtig einzuschätzen: »Ludwig Biró bietet selbst dann, wenn er die Angaben der Forscher, die vor ihm Neuguinea besuchten, einfach bestätigt, oder diese bis zur wissenschaftlichen Sicherheit weiterführt, stets einen feineren Zug; daher sind seine Beobachtungen auch in diesen Fällen außerordentlich wertvoll. Erduldet er ja länger, als alle seine Vorgänger, — nunmehr bereits das sechste Jahr, — das heimtückischeste Klima des Erdballs. Sein sprachwissenschaftlicher und

damit sein volkskundlicher Materialbestand ist gleichsam von beispiellosem Reichtum und den Wert seiner Angaben erhöht noch der Umstand, daß er sein sprachwissenschaftliches Material nicht wörterbuchartig, sondern stets sachgebunden sammelte, was nur dadurch möglich wurde, daß er mehrere der landesüblichen zahlreichen Mundarten sicher beherrscht.« Diese wenigen Sätze kennzeichnen, mit welcher Gewissenhaftigkeit Biró arbeitete.

Im Dezember 1901 tritt er die Rückfahrt an; er reist langsam, die Fahrt dauert acht Monate, als ob er fühlen würde, daß er auf die geliebte Insel, zu seinen liebevoll beobachteten Papuas nicht mehr zurückkehren wird. Und wie die Jahrzehnte vor seiner Forschungsreise für ihn nur die Vorbereitung bedeuteten, bildeten die weiteren drei Jahrzehnte nunmehr eine stille, ereignislose Zeit der Ernteeinbringung. Sein Leben verdichtete sich, wie in einem Fokus, in diesen wenigen Forscherjahren; auch er selbst hielt nur diese für wesentlich. Als er im Alter von 72 Jahren noch eine Forschungsreise nach Bulgarien unternahm, war sein geheimes Ziel, seine Kräfte zu erproben, ob er noch eine tropische Reise vertragen könnte. Er starb noch im selben Jahre, 1932.

Auch Ludwig Biró war, wie Otto Hermann, zugleich in zwei Wissenschaften tätig: in der Naturwissenschaft und in der Volkskunde. Für uns kommen nur seine Forschungen auf letzterem Gebiet in Betracht. Wollen wir die Frage, worin das Verdienst der volkskundlichen Forschungen Ludwig Birós besteht, kurz beantworten, so haben wir zwei Dinge hervorheben. Das eine ist sachlich: seine große volkskundliche Sammlung und seine an diese geknüpften Anmerkungen ergeben eines der vollkommendsten Archive der sachlichen und geistigen Welt der Papuakultur auf Neuguinea, und bilden auch heute hochwertige Quellen. Den anderen wertvollen Teil seiner Tätigkeit bilden seine Aufsätze, kleine Studien über Leben und Brauchtum der Papuas, vor allem die für jeden Volkskundler entscheidende Lehre, die er selbst in diesen Aufsätzen grundsätzlich erörtert. Er weist nämlich darauf hin, daß sich selbst dieses auf primitivster und steinzeitlicher Stufe der Bildung lebende Volk eine verwickelte Kultur und gesellschaftliche Gebrauchsordnung geschaffen hat, daß auch diese Kultur und Gesellschaft jeden grundlegenden Zug des Menschlichen enthält, ja, daß sie oft verwickeltere und feinere Anstandsbräuche und -verbote zeigt, als unsere übermäßig amerikanisierte Manier. Dies ist ein beliebter, oft wiederholter Gedanke Birós, und er verkündet nachdrücklich, daß sich die Volkskunde gerade durch solche Erkenntnisse über die Jagd nach Kuriositäten und Wunderlichkeiten erhebt, und zu einer humanistischen Wissenschaft, zu einer würdigen Lehre über den Menschen wird. Dies war sein Glaube, die Summe seiner volkskundlichen Gedanken und schon darum verdient er es, daß in ihm die ungarische volkskundliche Forschung einen ihrer Bahnbrecher verehere.

JAPANISCH-UNGARISCHE BEZIEHUNGEN

Von *vitéz* IWAN NAGY

Glaube ist mehr wert denn Wissen, so lautet die Devise der Japaner. Wohl haben die Gelehrten noch keine Verwandtschaft zwischen dem ungarischen und dem japanischen Volk nachgewiesen, und dennoch ist — genau wie in der Landschaft der Donau und der Theiß — auch in einer Entfernung von vielen zehntausend Kilometern, in der mystischen Inselwelt des Gelben Meeres, zweifellos die Überzeugung lebendig, die Urstämme unserer beiden Völker hätten irgendwo, irgendwann, vor unzähligen tausend Jahren, in den geheimnisvollen Tiefen Asiens zusammengelebt. Soviel steht jedenfalls fest, daß — wenn man einigen Gelehrten Glauben schenken will, — ungefähr zur selben Zeit, als ein Urstamm der Ungarn ugrischer Herkunft durch die Wildnisse des Urals den heutigen Steppen Westsibiriens zuwanderte, um sich irgendwo in der Gegend des Flusses Tobol mit einem der altbulgarischen Stämme türkischer Rasse zu vermählen, aus dem Innern Asiens auch jenes Volk losgezogen sein mag, dessen Ursprung von den Schleiern der Namenlosigkeit umwoben ist und das wahrscheinlich die Mandscherei durchwandernd, die heutigen japanischen Inseln erreichte. Dieses Volk schuf, in schweren Kämpfen die Urbewohner überwindend, auf diesem Gebiet ein Reich, das seither von keinem Feinde bezwungen wurde, und in dem das Herrscherhaus seit nunmehr über 2600 Jahren unbehelligt und ohne Unterbrechung auf dem Throne sitzt, der als göttlicher Herkunft gilt.

Zufälle, die erfolgreiche Arbeit zielbewußter Forscher, sowie die in beiden Völkern allmählich heranreifenden freundschaftlichen Gefühle waren die Kräfte, die die beiden Nationen trotz der riesigen Entfernung in nähere Beziehungen zueinander brachten.

Der erste Ungar betrat Japan Ende des 18. Jahrhunderts. Es war der berühmte Schneidergeselle Andreas Jelky aus Baja, dessen »Wunderbare Abenteurer« jedes ungarische Kind mit viel Genuß zu lesen pflegt. Dieser ungarische Reisende, dessen Lebensweg recht abenteuerlich war, wurde im Jahre 1730 geboren. Seine von Franz Medgyessy verfertigte, ergreifend symbolische Statue steht heute auf dem Hauptplatz von Baja. Um das Handwerk der Schneiderei zu erlernen, reiste er zuerst nach Wien, dann nach Deutschland und nach Rotterdam. Doch ließ ihn sein Abenteurerblut auch dort nicht still stehen; er wanderte weiter nach Algier, Batavia und Ceylon, wo er die Tochter eines eingeborenen Stammesoberhauptes heiratete. Später kehrte er nach Java zurück und trat mit einer hohen Offizierscharge in die Kolonialarmee ein. Andreas Jelky wurde zum reichen Mann, zum Bürger von Java, und brachte es so weit, daß er im Jahre 1779 vom Gouverneur der Insel als Gesandter nach Japan geschickt wurde, wo es ihm auch gelang, die Handelsbeziehungen der beiden Länder durch erfolgreiche Verhandlungen zu vertiefen. An sei-

nem Lebensabend kehrte er in die Heimat zurück und starb im Jahre 1783 in Buda.

Ein Jahr nach der Rückkehr Jelkys aus Japan landete ein anderer Ungar, Graf Moritz Benyovszky, von den nördlichen Küsten her mit seinem Schiff in diesem fernen Land. Dieser zweite große ungarische Abenteurer des 18. Jahrhunderts wurde im Jahre 1741 in Verbó geboren. Bereits mit 14 Jahren ein kühner Soldat, kämpfte er im siebenjährigen Krieg als Husar, organisierte sodann eine polnische Freischar und zog gegen die Russen. Er geriet in Gefangenschaft, und wurde nach Kamtschatka verbannt; doch gelang es ihm bald sich die Sympathie der Tochter des russischen Gouverneurs zu sichern und mit ihrer Hilfe, samt seinen 96 Gefährten und zwei Schiffen zu entfliehen. Die Behring-Inseln und Alaska berührend, landete er im Juli 1771 in dem japanischen Hafen Awa. In kurzer Zeit fand der königliche Statthalter auch dort Gefallen an ihm, und dessen spröde japanische Zurückhaltung Fremden gegenüber schwand Benyovszky betreffend in dem Maße, daß er diesem eine hohe Offizierscharge in Aussicht stellte, wenn er in seine Dienste treten wollte. Indessen sehnte sich Benyovszky nach seiner Heimat und so schlossen die beiden bloß ein Handelsabkommen. Ein beachtenswerter Punkt dieses Abkommens enthält die Bestimmung, daß die nach Japan kommenden europäischen Kaufleute weder Bibeln, noch Geistliche in das Land einführen dürften.

Ein ungarischer Japanforscher, Stefan Mezey, fand sechs Originalbriefe Benyovszkys an die holländische Kolonie von Nagasaki. Besonders interessant ist der Brief, in dem er die Aufmerksamkeit der Japaner auf die von Rußland her drohende Gefahr, die Vorbereitungen des nördlichen Nachbarn zur Eroberung der Kurili-Inseln lenkte. Der Inhalt des Briefes fand in der damaligen japanischen öffentlichen Meinung lebhaften Widerhall und zahlreiche zeitgenössische Werke weisen auf die Warnungen des ungarischen Grafen hin. Inmitten des heutigen Weltbrandes können wir uns mit Stolz darauf berufen, daß vor anderthalb Jahrhunderten die Japaner ein Ungar zuerst auf die russische Gefahr aufmerksam gemacht hat.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts bereisten die japanische Inselwelt bereits zahlreiche ungarische Reisende. Gemeinsam mit Attila Szemere begab sich im Jahre 1869 auch der Direktor des Nationalmuseums, Johann Xántus, nach dem Fernen Osten; von seiner Reise brachte er 2700 ostasiatische Gegenstände mit, mit denen er die Sammlungen bereicherte. Der Schiffsarzt Anton Velics, der sich auch mit sprachwissenschaftlichen Fragen befaßte, hinterlegte gleichfalls einen interessanten Reiseweg. Graf Béla Széchenyi, der Sohn des »größten Ungarn«, trat seine Reise nach Ostasien mit dem Geologen Ludwig Lóczy und dem Professor der Universität Kolozsvár, Gabriel Bálint, den er als Sprachforscher mitnahm, im Jahre 1877 an und berichtet über seine Erlebnisse in einem interessanten Werk. Graf August Zichy bereiste die japanischen Inseln des Stillen Ozeans im Jahre 1875, sein Bruder, Graf Eugen Zichy, 1898. Letzterer schenkte seine reichhaltige Sammlung der Hauptstadt Budapest.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, im Jahre 1906, besuchten Japan Graf Peter Vay, dann der berühmte Kunstsammler Franz Hopp. Dieser eigenartige Reisende, ein Mitbesitzer der optischen Firma Calderoni, trat

seine erste Reise um die Welt mit 50 Jahren an und zog den unbekannteren Fernen im 81. Lebensjahr zum fünften Mal entgegen. Aus seiner Villa und Sammlung entstand das »Ostasiatische Franz Hopp-Museum« in Budapest, dessen Ausbau von dem Japan gleichfalls bereisten Zoltán von Felvinczi Takács, derzeit Professor an der Universität Kolozsvár, mit viel Liebe und Sachkenntnis durchgeführt wurde.

Beachtenswerte Berichte über ihre Reise nach Japan schrieben der Maler Gyula Tornai sowie die Schiffsärzte Franz Gáspár und Desider Bozóky; auch der Bürgerschuldirektor Benedikt Barátosi Balogh weilte längere Zeit in Nippon und wurde nach seiner Heimkehr zu einem Vorkämpfer der sog. Turan-Bewegung in Ungarn.

Nach dem ersten Weltkrieg unternahm der bekannte Philologe und Professor der Universität Budapest, Wilhelm Pröhle, als damaliger kaiserlich japanischer Honorarkonsul, eine Reise in das Reich der Aufgehenden Sonne, während Professor Felvinczi Takács, Rechtsanwalt Dr. Stefan Mezey — einer der Mitbegründer und geschäftsführender Vizepräsident der Ungarischen Nippon-Gesellschaft, — und in jüngster Zeit Universitätsprofessor Ludwig Ligeti das moderne Japan auf Kosten der Baron Mitsui-Stiftung bereisten.

Einen fesselnden Bericht über seine Reise nach Japan verfaßte auch der vorzügliche Journalist Alois Mécs; zur Zeit befindet sich u. a. Eugen Habán als Presseattaché der ungarischen Gesandtschaft zu Tokio in Japan und ist bemüht, die Beziehungen der beiden Länder auf breiter Grundlage weiter auszubauen. Er wandte sich in mehreren Kurzwellen-Rundfunkvorträgen an die japanische und ungarische Öffentlichkeit.

Die Anfänge des japanischen Sprachunterrichtes an den ungarischen Universitäten knüpfen sich an den Namen Gabriel Bálints, der sich seinerzeit in Kolozsvár 17 Szekler Studenten in die Geheimnisse der japanischen Schriftzeichen und der japanischen Sprachlehre einzuführen bemühte. Seit dem Weltkriege werden sowohl an der Universität als auch an der technischen Hochschule in Budapest von Lektoren systematisch japanische Sprachstunden erteilt; der Vortragende der Volkswirtschaftlichen Fakultät des Polytechnikums war Eugen Habán, der sich derzeit in Tokio aufhält.

Mehrere ungarische Gelehrten bearbeiteten mit viel Sachkenntnis das auf Japan bezügliche Material. So der bekannte ungarische Anthropologe Aurel Török, der zwei Studien, »Die Ajnos« (1883) und »Der Ajno-Schädel auf der Insel Jeso« (1891), über die Urbewohner der japanischen Inseln schrieb. Peter Vay erschloß uns in seinen Abhandlungen »Kunst und Kunstsinn des Ostens«, sowie »Ästhetik Nippons« (1907), den Reichtum der herrlichen Kunstschatze Japans. Seine Arbeit wurde von Zoltán von Felvinczi Takács, dem begeisterten Verehrer des Ostens fortgesetzt, als er im Jahre 1910 über das Material der japanischen Kunstausstellung berichtete und 1913 eine umfangreiche Studie, »Wechselwirkungen in der Kunst des Fernen Ostens« veröffentlichte. Die Krone seiner Tätigkeit aber bildet das 1934 herausgegebene große Werk, »Kunst des Ostens«.

Eine der schönsten Schöpfungen und ein Stolz der ungarischen Wissenschaft, die im Jahre 1909 erschienene stattliche Veröffentlichung des Grafen Paul Teleki (»Atlas zur Geschichte der Kartographie der japani-

schen Inseln«) behandelt die Geschichte der Kartographie der japanischen Inseln und wurde mit der Medaille der französischen »Société de Géographie« ausgezeichnet. Diese zeitgenössischen Karten bezeugen, daß auch Kolumbus eigentlich nicht Indien, sondern das legendäre Zipangu (Dschipen-kuo), d. h. Japan suchte.

Außer den erwähnten besuchten noch der vorzügliche Geograph Eugen Cholnoky und der Architekt und Professor K. Robert Kertész, später Staatssekretär im Kultusministerium, das Gebiet des heutigen Japans.

Die Aufmerksamkeit breiterer Schichten des Ungartums aber wurde eigentlich erst durch den siegreichen russisch-japanischen Krieg auf Japan gelenkt. Die Namen General Nogis und Admiral Togos haben in Ungarn fast den gleichen Wert, wie die der glorreichen ungarischen Feldherren. Der Honvédgeneral Johann Gabányi ließ die Geschichte dieses Krieges 1909 auch in ungarischer Sprache erscheinen. Am Vorabend des Krieges aber, 1904, schrieb Wilhelm Pröhle folgendes :

»Wieder naht Ende Januar heran und wieder hüllt sich auf den Gefilden Nippons der wilde Kirschbaum in seine Blütenpracht. Der russische Bär aber tritt zähnefletschend auf das kleine Inselland zu und wenn nicht heute, so wird das grimmige Ringen morgen beginnen, denn es ist unvermeidlich.

Wer von den beiden wird wohl Sieger bleiben, der Bär oder die Kirschblüte?«

Nun, der Kirschenbaum hat sich als stärker erwiesen! Über diesen Ausgang konnten wohl jene keinen Augenblick im Zweifel sein, die die Seele des japanischen Volkes kannten. Jene japanische Seele, die zu jedem Opfer bereit, die Blüten des Kirschenbaumes als heiliges Symbol verehrt; wohl fallen die Kirschblüten nach wenigen Tagen herrlicher Pracht gleich Schneeflocken von den Zweigen der Bäume herab, doch nur, um den die Zukunft, das Leben bedeutenden, rötlich leuchtenden Früchten Platz zu machen.

Bezeichnend für die große Volkstümlichkeit der den Russen gegenüberstehenden Japaner ist, daß seinerzeit sogar ein Volkskalender zu Gunsten der verwundeten Japaner herausgegeben wurde.

Der große ungarische Sportfreund, Nikolaus Szemere, ließ nach Beendigung des russisch-japanischen Krieges einen japanischen Championringer nach Budapest kommen, der die ungarischen Sportsmänner als Trainer unterrichtete und die ungarische Polizei in den Kniffen des berühmten japanischen Selbstwehrringens, des Dschiodschitsu, — d. h. richtiger und japanisch betont des Dschudo — unterwies.

1910 erschienen die Japaner mit dem Material einer bildkünstlerischen Ausstellung in Europa, somit auch in Budapest; im Rahmen dieser wurde uns Gelegenheit geboten, die mit Jahrhunderte altem, fast überfeinerem Kunstsinn und subtiler Technik gemalten und gezeichneten Meisterwerke der japanischen Kunst aus unmittelbarer Nähe kennenzulernen.

Die nächste Begegnung der Söhne beider Nationen aber fand nicht mehr in Ungarn, sondern in den Kriegsgefangenenlagern Sibiriens statt. Die japanische Expeditionsarmee besetzte während der Wirrnisse der russischen Revolution die Garnisonen Ostsibiriens, übernahm dort auch

das Kommando der Kriegsgefangenenlager und begegnete den »ungarischen Brüdern« — wie dies in der Erinnerung so mancher ungarischen Kriegsgefangenen fortlebt — mit besonderem Verständnis und besonderer Aufmerksamkeit.

Auch die sogenannten Grenzbestimmungsausschüsse, die nach dem Inkrafttreten des Gewaltdikates von Trianon eingesetzt wurden, zählten einige japanische Mitglieder, aus deren geheimen Aufzeichnungen hervorging, daß z. B. bei der Bestimmung der gewesenen jugoslawischen, bezw. der Murinselgrenze der Vorschlag des Ausschusses zur Rückgliederung von 23 ungarischen Gemeinden in der Gegend von Alsólendva an Ungarn mit der Befürwortung des japanischen Vorsitzenden des Ausschusses weitergeleitet wurde. Bedauerlicherweise lehnte dann die zuständige Stelle des Völkerbundes den Vorschlag ab, so daß die diesseits der Mur gelegenen Gebiete dennoch Jugoslawien einverleibt wurden.

Die ersten amtlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern wurden im Jahre 1922 angeknüpft, als der kaiserlich japanische Gesandte in Wien auch bei Seiner Durchlaucht, dem Herrn Reichsverweser des nunmehr selbständig gewordenen Ungarn akkreditiert wurde. Inzwischen verlegte die japanische Gesandtschaft ihren Sitz nach Budapest, wogegen von ungarischer Seite in der Person des gewesenen Generalkonsuls von New York, Georg Ghica, der erste ungarische Gesandte leider erst im Jahre 1939 in das Freundesland Japan entsandt wurde. Gegenwärtig steht Gesandter Nikolaus Végh an der Spitze der ungarischen Gesandtschaft in Japan, der Ungarn zugleich auch in der Mandschurei und bei der in Nanking residierenden nationalen Zentralregierung von China vertritt.

Die ehemaligen Offiziere unter den Kriegsgefangenen, die seinerzeit die wohlwollende und entgegenkommende Behandlung der japanischen Expeditionsarmee genossen, gründeten auf Anregung des Reserveoffiziers und Budapester Rechtsanwalts Stefan Mezey zur Vertiefung der Beziehungen beider Länder im Juni 1924 die Ungarische Nippon-Gesellschaft, die Seine Königliche Hoheit, Erzherzog vitéz Dr. Josef Franz zum Präsidenten wählte. Diese Gesellschaft übernahm dann von der 1910 gegründeten Turán-Gesellschaft auch die Pflege der gesellschaftlichen Beziehungen beider Länder.

In diesen Jahren kam der japanische Professor Imacka Dschuitschiro nach Ungarn, wo er nahezu ein Jahrzehnt verbrachte und aufklärende Vorträge in ungarischer Sprache hielt, die er mit bewundernswertem Fleiß und vorzüglich erlernte. Als er von Ungarn Abschied nahm, veröffentlichte er ein prachtvolles Werk, »Das neue Nippon«, durch das er sein Volk und Land den Ungarn näherzubringen trachtete. Seither ist er bemüht, in schönsten Sinne des Wortes Propagandaarbeit für Ungarn zu leisten und seinen Landsleuten in Zeitungsartikeln, Vorträgen, im Rundfunk und in Büchern Aufschluß über ungarisches Volk und Land zu erteilen.

Durch das herrliche Spiel der Künstlerin Kiwa Teiko, des in Ungarn zu Gast weilenden Mitgliedes des Kabuki Theaters von Tokio, hatte Ungarn Gelegenheit, die für uns völlig neue und eigenartige Ausdrucksform der japanischen Darstellungskunst kennen zu lernen.

Im Jahre 1936 aber ließ ein ungarischer Autor, Nikolaus von Kállay, in seinem hochwertigen, im Ungarischen Nationaltheater aufgeführten

Stück, »Die Roninen«, ein Stück ungefälschten, echten Japans erstehen. Das Schauspiel hatte auch auf deutschen Bühnen beachtenswerten Erfolg.

1935 gründete Baron Mitsui Takaharu, der Abkomme einer der größten Handelsfamilien, gleichsam ein Industriemagnat Japans, eine Stiftung, die bestimmt war, dem ungarischen Kultusministerium 5 Jahre hindurch 10—10.000 Pengó zur Verfügung zu stellen, die zur Deckung der Reisespesen ungarischer Forscher nach Japan, zur Bestreitung der Kosten der japanischen Sprach- und Literaturvorlesungen an der Universität Budapest, sowie zur Finanzierung von Veröffentlichungen über Japan und japanische Fragen dienen sollten. Bisher sind in dieser Reihe zwei Arbeiten erschienen, eine »Literaturgeschichte Japans« von Wilhelm Pröhle und eine Studie vom Verfasser dieser Zeilen »Das öffentliche Unterrichtswesen Japans«. Ferner gab die Ungarische Nippon-Gesellschaft im Jahre 1936/37 die prachtvolle Zeitschrift »Ferner Osten« heraus. Der junge japanische Philologe Tokunaga Yasumoto unterwies die ungarischen Studierenden drei Jahre hindurch in der japanischen Sprache, seit dem Studienjahr 1942/43 ist Luga Hirop als beauftragter Lektor tätig.

Im Zusammenhang mit der Stellungnahme eines namhaften japanischen Diplomaten, Adatsi Meneichiro, ist gleichzeitig über eine bedeutende Geste der ungarisch-japanischen Freundschaft zu berichten. Infolge der Bestimmungen des Gewaltdiktates von Trianon wurden die zur Erhaltung der Königl. Ung. Peter Pázmány-Universität in Budapest bestimmten Fundationsgüter zum Teil der ehemaligen Tschechoslowakei angegliedert. Der Universitätssenat strengte zuerst vor dem gemischten ungarisch-tschechischen Ausschuß, später vor dem Internationalen Schiedsgericht in Haag einen Prozeß an; nach einer Prozeßführung von mehreren Jahren gelang es, als der japanische Botschafter Adatsi den Vorsitz innehatte, ein für Ungarn günstiges Urteil zu erreichen, nach dem die Tschechen für die konfiszierten Güter eine Vergütung von mehreren Millionen zu entrichten hatten.

Inzwischen gab sich auch in Japan ein reges Interesse für Ungarn kund. In Tokio wurde ein Ungarischer Verein gegründet (in Japan leben 43 Ungarn, in Budapest 17 Japaner) und zur Popularisierung der Kunst Franz Liszts bildete sich im Jahre 1935 die Franz Liszt-Gesellschaft, die anlässlich des 125. Geburtstages des Meisters ihr erstes großangelegtes Konzert in feierlichem Rahmen veranstaltete.

Außer Liszt eroberte noch ein zweites ungarisches Genie, Alexander Petöfi, die Herzen der ungarischen Literaturfreunde in Japan. Zuerst lernten seine Gedichte die japanischen Offiziere der Kriegsgefangenenlager kennen; die patriotische und Liebeslyrik des in jungen Jahren als Held auf dem Schlachtfeld gefallenen Soldatendichters fesselte diese bald. Die Gedichte Petöfis übertrug zuerst Aibara Susumu ins Japanische; kurz darauf folgte seinem Beispiel auch ein junger evangelischer Geistlicher, Franz Papp, der den Japanern durch seine gelungenen Übersetzungen weitere Proben dieser Meisterwerke ungarischer Dichtung gab. Am 14. Januar 1936 gründeten die Verehrer der Kunst Petöfis die »Dai Nippon-Petöfi-Kyokai«, d. h. Petöfi-Gesellschaft in Japan. Zum Vorsitzenden wurde Graf Nabesima Naokazu, ein begeisterter Ungarnfreund gewählt. Bereits im Frühjahr 1937 veröffentlichte die Gesellschaft in der vorzüglichen

Übersetzung des in Japan lebenden Ungarn Ferdinand Metzger eine 25 ausgewählte Gedichte Petőfis enthaltende und von Frau Franz Sass-Brunner und Elisabeth Brunner illustrierte Anthologie.

Der dritte große Ungar, der bei den Japanern besonders hoch in Ehren steht, ist der berühmte Tibetforscher Alexander Kőrösi Csoma. Im Februar 1933 wurde in der Kapelle der Tayso-Universität die im Auftrag der Ungarischen Orientalgesellschaft von Géza Csorba verfertigte Statue Alexander Csomas unter buddhistischen Feierlichkeiten aufgestellt, in deren Rahmen der weltberühmt gewordene Szekler Student aus Nagyenyed zu einem »Bosatu«, d. h. zum buddhistischen Heiligen erklärt wurde.

1938 begab sich der katholische Missionär Franz Erdő nach Japan; ihm folgte mit Hilfe der Mitsui-Stiftung Stefan Mezey, der während seines fast ein Jahr währenden Aufenthaltes die Grundlagen des Ungarischen Institutes »Nippon-Hungari-Bunka-Kiokai« in Tokio schuf. In diesem Institut liegen Bücher und Zeitschriften über Ungarn in ungarischer sowie in anderen Sprachen vor; ferner werden dort Sprachkurse, Vorlesungen, Musikabende abgehalten, ja sogar Ausstellungen veranstaltet.

In einem modernen Palais des vornehmsten Viertels von Tokio — das dem Institut gleichfalls durch Baron Mitsui Takaharu zur Verfügung gestellt wurde, um diesem die Möglichkeit zu geben, den Lebenswillen des ungarischen Geistes von hier, als dem östlichsten Wachtposten ungarischer Kultur zu verkünden — fand am 15 März 1938 die feierliche Eröffnung des Institutes statt. Seine Durchlaucht der Reichsverweser von Ungarn verlieh Baron Mitsui, der den kulturellen Fragen Ungarns stets warmes Verständnis entgegenbrachte, das Ehrenzeichen des Corvin-Ordens.

Es verstand sich fast von selbst, daß nach einer gleichsam aus freien Stücken erfolgten Ausbildung so verzweigter und vielgestaltiger kultureller Beziehungen, nun auch die Zeit einer kulturellen und wissenschaftlichen Fühlungnahme der beiden Länder in amtlicher Form herangekommen war. Der Gedanke an ein Kulturabkommen mit Japan paßte vorzüglich in die Kette jener Vereinbarungen, die der damalige Kultus- und Unterrichtsminister Dr. Bálint Hóman, zur Festigung und Vertiefung der kulturellen Beziehungen Ungarns zu den befreundeten Ländern geschlossen hatte. Das nach längeren Verhandlungen zustandgekommene Abkommen aber wurde nicht mehr von ihm, sondern — gleichsam als Belohnung des Schicksals für seine Freundschaft zu Japan — von dem neuernannten Kultusminister, Graf Paul Teleki, dem ersten Präsidenten der Turán-Gesellschaft und dem gelehrten Verfasser der erwähnten japanischen Kartographie, unterfertigt.

Das Abkommen hat vor allem von zwei Gesichtspunkten aus besondere Bedeutung. Zunächst enthält es, über den Rahmen der bishin abgeschlossenen kulturellen Vereinbarungen hinaus, in seinem ersten Paragraphen zugleich die Bestimmungen eines Freundschaftspaktes, indem erklärt wird, daß die »hohen vertragschließenden Partner stets in Freundschaft und Einvernehmen leben wollen«. Während somit Ungarn mit Italien im Jahre 1927 bloß einen besonderen Freundschaftspakt und erst 1935 ein Kulturabkommen abschloß, wurden mit Japan beide Vereinbarungen gleichzeitig unterzeichnet, u. zw. wurde dieser Abschnitt, — dies ist

besonders zu betonen — dem Text des Abkommens auf den ausdrücklichen Wunsch Japans hinzugefügt. Die zweite Bedeutung des Vertrages besteht darin, daß er der erste und lange Zeit auch der einzige Kulturvertrag war, den Japan mit einem fremden Staat schloß. Es mag wohl nicht blosser Zufall gewesen sein, daß die Regierung des fernen Inselreiches gerade die ungarische Nation zum Partner eines Abkommens wählte, das als geeignete Grundlage dazu dienen konnte, die europäischen Kulturbestrebungen, Kunstrichtungen und wissenschaftlichen Ergebnisse durch ungarische Vermittlung an Japan weiterzuleiten, unserem Kontinent aber die belebende Wirkung der uralten, großasiatischen Völker gleichfalls mit Hilfe des Ungartums zugänglich zu machen.

Der Kultus- und Unterrichtsminister reichte den Gesetzentwurf über die Inartikulierung des Vertrages am 14. Juni 1939 ein. Er wurde von den gemeinsamen Ausschüssen für Auswärtige Angelegenheiten und Unterrichtswesen des Abgeordnetenhauses verhandelt; diese unterbreiteten ihre Vorschläge dem Abgeordnetenhaus am 22. Juni, worauf es den Gesetzantrag bereits in den Sitzungen vom 27. und 28. Juni genehmigte.

Im Oberhaus des Reichstages wurde die Gesetzentwurf am 3. Juli gleichfalls zuerst von den gemeinsamen Ausschüssen für Auswärtige Angelegenheiten und Unterrichtswesen verhandelt, und dann in der Plenarsitzung vom 4. Juli einstimmig angenommen.

Schließlich wurde das Abkommen in der am 25. Januar 1940 erschienenen Nummer der Landesgesetzsammlung veröffentlicht.

Leider fegte der Sturm der geschichtlichen Ereignisse auch über die Paragraphen des Abkommens hinweg, und im Strudel des gegenwärtigen Weltringens kann dessen praktische Durchführung nicht in dem Tempo erfolgen, wie dies die zuständigen Regierungsbehörden der vertragschließenden Partner wünschen würden. Doch unterliegt es keinem Zweifel, daß, sobald die Möglichkeiten einer unmittelbaren Fühlungnahme wieder gegeben sein werden, das Nachholen des zwangsweise Versäumten schleunigst in Angriff genommen, und Ungarn auch hiedurch seine Sendung zu erfüllen trachten wird, die ihm hier, an der Grenze zwischen Ost und West, nun schon seit Jahrhunderten auferlegt ist.

DIE KAVALIERE*

VON KOLOMAN MIKSZÁTH

Auf der obersten Treppe des Hausflurs erwartete Fräulein Mariechen die Gäste. Ein hübsche Knospe, im Entfalten, mit schwarzen Äuglein, wie die einer Eidechse; sie trug ein kurzes rosenrotes Röckchen. Neben ihr, einen Schritt zurück stand die Erzieherin, recht zeremoniös und feierlich, wie hinter den Erzherzoginnen die Hofdamen. Sie war ein altes Tantchen von angenehmem Äußeren, Madame Wrana — doch mußte man ihren Namen im Hause von Csapiczky (selbstverständlich wegen der Großtuerei und des Flunkerns) Madame Wraneau aussprechen; indessen war sie der Wahrheit gemäß und den Tatsachen entsprechend nur pani Wrana, eine verarmte slowakisch-deutsche Verwandte aus der Zips, die, seit Frau von Csapiczky (geb. Motesiczky) tot war, die Führung des Haushaltes besorgte und das kleine Mädchen erzog.

Die kleine Marie machte eine artige Verbeugung.

Der alte Csapiczky stellte sein Töchterchen allen, die es noch nicht kannten, liebenswürdig vor:

— Meine Tochter Marie . . . Miss Mary.

Miss Mary küßte den älteren Damen die Hand, reichte ihr allerliebstes Pfötchen errötend den Herren, ihrem Bruder aber reichte sie echt aristokratisch zwei Fingerspitzen.

— Bon jour, mon frère.

Sie mischte so viele »r« Buchstaben in ihre Rede, wie ihrem kleinen, erdbeerrotten Mund nur zu entschlüpfen vermochten.

— Nur vorwärts, Ihr Herrschaften! — ermunterte Csapiczky gemächlich.

Die Gäste wurden in das große Speisezimmer genötigt, wo sie ein gedeckter Tisch erwartete, dem man die Form des Buchstaben L gegeben hatte und der mit gewaltigen Blumenarrangements geschmückt war.

— Bitte Platz zu nehmen, belieben sie sich zu setzen . . . Ein kleiner Imbiß vor dem richtigen Mittagessen, dem wirklichen, großen, nur so in Windeseile . . . Nur einige Bissen, denn in Lazsány wird das Mittagessen erst spät aufgetragen . . . Jeder nehme Platz, wo er gerade einen findet, bitte, ganz so, wie im Wirtshaus, nur recht gemächlich . . . Ach, wieviel Namen! Mein Gott, wieviel Namen!

Wiederholt ließ er seine Blicke vergnügt und befriedigt über die Gästeschar wandern, die sich anschickte, den großen Tisch zu besetzen.

Ein ganzes Heer von Dienern trat ins Zimmer, volle Schüsseln in den Händen, natürlich ausnahmslos alle in Livrée. Allein was waren das für verschiedene Dienerkleidungen! Ein weißbestrumpfter Kammerdiener der eine, ein Tiger im Spänzer der andere, der dritte stack in einer Husarenuniform aus der Zeit Maria Theresias, der vierte hatte ein altes Panduren-

* Vgl. Augsthéft.

kostüm angetan, und allen stand es schlecht, denn die seltsamen Livréen waren nicht auf ihren Leib geschnitten.

Der Hausherr blickte mit zusammengezogenen Brauen auf die Erzieherin, die sich um den Tisch herum eifrig zu schaffen machte.

— Madame Wraneau, wollen Sie mir sagen, was das für bunte Papageienvögel sind, durch die Sie die Speisen auftragen lassen?

Madame Wraneau entschuldigte sich.

— Sie sind es, mein Herr, der zu sagen pflegte, daß Sie die Vergangenheit lieben und gerne jener Stunden gedenken, als die Bediensteten die Speisen noch am Tisch Ihres Vaters und Großvaters auftrugen.

— Schon recht. Enfin, Sie sind im recht, — sagte er, augenscheinlich beruhigter. — Es ist wahr, daß ich mich mit besonderem Vergnügen in die Vergangenheit versenke, und es will mich schier dünken, daß diese Anzüge aus verschiedenen Zeiten zu den Tischen der Adeligen gehörend, fähig sind, ihren Glanz zu erhöhen, da sie den Geschmack und die Sitten der Ahnen gleichsam mit den Geschlechtern der Gegenwart in Verbindung bringen.

— Darin sind Sie Meister, Csapiczky — belobte ihn Frau von Szlimóczy, während sie durch ihr Lorgnon die Dienerschaft musterte.

War es Zufall, oder bewegte Frau von Szlimóczy die Nase ihrer Gewohnheit gemäß spöttisch, das Lorgnon glitt herab und fiel in den Suppenteller.

— Ha, bin ich doch ungeschickt!

— Nichts geschehen! Na und wenn schon! He, Jean, hörst Du, einen anderen Teller! Ci pocsujes ti somar? (Hörst Du, Esel?) Was gaffst Du? — brach Csapiczky in blinder Wut los. — Habe ich Dir nicht ein für allemal erklärt, Du seist der Jean?

Der arme slowakische Jano versank fast unter die Erde, trotz seiner schönen Uniform und der Strümpfe; er versank fast vor Verwirrung und Schande.

Der Zwischenfall ging glücklich vorbei, die Speisen waren hervorragend, die Weine geradezu königlich, und der Hausherr konnte von jedem einzelnen Wein sagen, aus wessen Keller er stamme, welchem Jahrgang er angehöre und entfachte dadurch eine Trinklust ohnegleichen. Dies ist der Lieblingsrotwein des Königs, er bekam ihn vom Probst der Stadt Vágújhely zum Geschenk; dann wurde ein süßer Wein aufgetragen.

— Dies nun ist ein Wein, der unter den Schopf der Damen gehört — animierte er die Frauen und bot den Süßwein an — Nektar, der göttliche Lippen benetzen soll. »Sirupeka« ist der Name dieses Weines; auf der ganzen Welt gibt es davon nur noch ein einziges Faß und auch dieses ist in meinem Besitz. Wo dieser Wein gepflanzt wurde? Gott allein mag es wissen. Gewiß ist nur, daß er heute nicht seinesgleichen hat. Es ist dies die Marke »Ohnegleichen«. Übrigens verhält es sich mit seiner Geschichte so: im Jahre 1827 wurden die Weine des Bischofs von Vác versteigert, natürlich nach seinem Tode. Im Keller wurde ein eingestürzter Trakt gefunden, eine ganze Gasse von Weinfässern. Unter diesen befand sich auch das mit der »Sirupeka«. Zu welcher Zeit der Keller eingestürzt war, darüber gibt es keine Annalen, keinerlei Aufzeichnungen. Doch wo halte ich in meiner Erzählung? Nun, ein Schankwirt erstand die Sirupeka zu einem Spottpreis, mein Vater entdeckte sie zufällig, und seine erste Sache war natürlich, den Wein für die Familie zu erwerben.

Davon aber trinken wir natürlich nur, wenn jemand auf die Welt kommt, oder heiratet, einer aus der Familie Csapiczky.

Alle Gäste schenkten sich die Sirupeka ein und stießen lebhaft an:

— Wollt Ihr nicht auch etwas für die Hochzeit von Miss Mary übriglassen? — lachte der Alte unbändig, schenkte aber zugleich den Gästen ununterbrochen die Sirupeka ein.

Miss Mary aber stemmte ihr liebliches Köpfcchen ärgerlich gegen den Boden und biß in ihrer Verwirrung ihr Tuch.

— Aber Vater, Vater! . . .

Unterdessen wechselten die Gerichte ohne Unterlaß: neue, überraschende, jedes ein listig ausgeklügeltes Küchenmeisterwerk, Braten, dazwischen Syrup, dann wieder Braten, Torten, Delikatessen und Leckerbissen. Der Tisch des Lucullus konnte nicht üppiger sein.

Die Frauen wurden nicht müde, zu bewundern.

— Was ist denn das? Wer hat dies gemacht? Gewiß kommt es vom Zuckerbäcker aus Eperjes?

— Nicht doch, nicht doch, — antwortete Csapiczky bescheiden — dies alles ist nur so »doma robiemsi« (in der Sprache von Oberungarn: »hausgemacht«). Wir sind arm, leben gewöhnlich in dieser Weise, und der Mensch verzehrt schließlich eben, was er hat. Ich liebe keineswegs Großtueri und Prahlerei. Man sagt uns, armen Sárosen, ohnehin nach, daß wir großtun. Nun ist es mit uns soweit gekommen, daß wir nicht mehr den Mut haben, eine bessere Zigarre anzustecken.

Inzwischen aber wurden die Teller immer wieder gewechselt und die verschiedensten Gänge aufgetragen. Die Gäste begannen bereits zu revoltieren:

— Das ist aber zuviel, nun ist es genug! Noch immer wird etwas aufgetragen? Mein Gott, wie lange wird es dauern? Wir werden hier alt, meine Herren.

Endlich erbarmte sich Csapiczky der Gesellschaft, und richtete mit königlicher Würde seine Worte an die Dienerschaft, als gäbe er der anwesenden Menge Gnade.

— Nun, also, Ihr Kerle, so nehme es denn sein Ende! Niemand von Euch unternehme den Versuch, irgend ein Gebräu und einen Pantsch hereinzubringen, sonst schieße ich ihn eigenhändig nieder! Alles andre soll draußen bleiben . . .

Auf diesen Befehl trollten sich die Heiducken, Husaren und Lakaien lautlos und kamen nicht mehr zum Vorschein; meinem Gedächtnis aber fügte sich die ganze Sache in der Weise ein, daß ich die Überzeugung hegte, alle hätten noch einen ganzen Tag und eine ganze Nacht die schmackhaftesten Gerichte aufgetragen, hätte der zuvorkommende Csapiczky den Faden nicht abgeschnitten.

In der Glastür, die offenstand, damit der Zigarrenrauch den Weg hinaus finde, erschien bald ein rüstiges Frauenzimmer. Man konnte es sofort erkennen, daß es die Köchin war. Gewiß erschien sie, um sich wegen der Speisen, die übriggeblieben waren, zu zanken.

Csapiczky sprang ärgerlich auf, und erschrak, was die Köchin wohl wolle. Und da ich nun zufällig bei der Türe saß, hörte ich, obzwar sie leise sprach genau, wie sie sagte:

— Was soll ich den Kutschern zu essen geben?

— Nichts — antwortete Csapiczky wütend.

— Aber das geht doch nicht . . . Die müssen auch zu trinken bekommen !

— Wirklich? — murzte er spöttisch.

— Denn belieben der Gnädige Herr zu glauben, wenn vier Grafen Hungers sterben, gibts keinen solchen Lärm, als wenn ein einziger Kutscher hungrig bleibt.

— Hm, dies mag schon seine Richtigkeit haben — sagte er nachdenklich.

— Geben Sie Ihnen, meine Seele, Frau Makala, alles, was sie irgend begehren.

Die guten Weine hatten ihre Wirkung getan, die Herren vergassen sich einfach im Hause des Herrn Csapiczky; schuld daran waren vor allem die verdammten Toaste: der eine und der andre Gast brachte auf den Bräutigam einen Trinkspruch aus, dann auf die Braut und den Freudenvater, worauf natürlich erwidert werden mußte; ein Wort gab das andre, das eine bog in ein andres Gesprächsfeld ab und forderte einen neuen Redner zu neuer Rede und Ansprache heraus. Kurz, nur die Bazillen pflanzen sich so rasch fort, wie diese Tischreden. Der Teufel hole alle Toaste!

— Meine Herren, ach, meine Herren, vergessen wir nicht, daß wir uns unterwegs befinden und an der Schwelle einer großen Aufgabe stehen.

— Ach, was, wir sind an einem guten Ort!

— Unsinn, die Aufgabe ist nicht unser, sondern Sache unseres Andreas.

Die sogenannte amable Konfusion fand sich ein, alle sprachen zugleich; die jungen Leute rückten ihre Stühle in die Nähe der Fräuleins, bildeten dort eine Gruppe und begannen den Hof zu machen; besonders das eine Mädchen Nedeczky, Vilma, wurde nun umschwärmt, wie Wespen die Blume umschwärmen; sie war eben eine Meisterin der heiteren Gesprächskunst und die witzigsten Einfälle entströmten ihrem Munde. Und wie zwanglos und frei sie sich unterhielt: es wird ein verteufeltes Persönchen werden, wenn sie einmal unter die Haube gerät.

So fühlten sich denn auch die Mädchen vorzüglich, ja selbst die Mütter langweilten sich nicht, denn die Jünglinge von Sáros genossen eine gute Erziehung, und waren sogar als Elefanten dressiert.

— Hört Onkelchen Bogyo! Hört das Liebesleben der Ferkel! Hört, hört!

— Laßt den Unsinn sein!

— Ach, was, in Lazsány ist es unmöglich, weil dort ein Fest gefeiert wird, hier aber sind wir unter uns. Eine Lumpgesellschaft, die die Regeln der Etikette nicht bindet.

Andreas sah verzweifelt nach der Uhr.

— Aber das ist doch schrecklich, wir werden uns verspäten. Was werden Lazsányis und Käthchen über mich denken? Väterchen, sprich ein Wort mit deinen Gästen!

— Was soll ich ihnen sagen?

— Daß wir aufbrechen sollen.

Der alte Csapiczky schüttelte sein Haupt und herrschte ihn entrüstet an:

— Das ist ausgeschlossen! Wo denkst Du hin? Noch nie sagte ein Csapiczky seinen Gästen, sie mögen sich entfernen. Ich könnte mir eher die Zunge aus dem Mund schneiden lassen.

— Nun denn, so will ich es ihnen sagen.

Er erhob sich auch, um zu sprechen, aber die Gesellschaft befand sich mitten darin, miteinander anzubinden, alle wußten, was er zu sagen vorhatte

und verschlossen aus lauter Ulk alle, auch die Frauen, die Ohren, selbst die Fräulein taten es.

Sie lachten, schrien und übertönten ihn.

— Nieder mit ihm! Nieder mit ihm! Wir wollen ihn nicht hören! Er möge vom Reden Abstand nehmen!

Auch Andreas lachte, doch als er auf der Anrichte ein Stück Kreide erblickte, winkte er, um den Scherz zu erwidern, den Diener Matykó heran und schrieb auf dessen blauen Dolman, auf die Rückenseite, mit seinen hübschen, runden Buchstaben: »Gehen wir meine Herren, sonst werde ich ausgescholten.«

Dann befahl er Matykó, die Runde um den Tisch zu machen, doch in der Weise, daß er den Gästen seinen Rücken zuwende, da er nun eben ein Anschlagzettel und kein Diener war. An diesem »eselhaften« Einfall nahm Stefi Pruszkay Anstoß und begehrte auf. (Kein Wunder, da er bereits beim fünfzehnten Glas hielt.)

— Diese Beleidigung hätte ich mir ausgebeten! — und er versetzte seinem Stuhl einen Tritt, daß er nur so flog. — Mir soll ein Diener nicht den Rücken zukehren! Solche Scherze hätte der Herr Zeitungsschmierer zuhause lassen können, in Budapest . . .

— Er sprang auf und stürmte hinaus.

Zehn stellten sich ihm zugleich in den Weg.

— Ich lasse einspannen, — röchelte er — ich lasse sofort einspannen! Gebt mich frei!

— Aber Stefi, nimm doch Vernunft an — besänftigte man ihn. — Bist du denn verrückt geworden? Aber, aber, Kumpan, Kumpanchen (sie streichelten und hätschelten ihn). Kein Mensch wollte Dich beleidigen.

— Sekundanten her! Sekundanten! — und seine Mundwinkel zitterten vor Erregung. — Ich will Blut trinken! Blut, Blut!

Onkel Bogozy ergriff ein Glas Rotwein, hielt es hoch und sagte mit feierlichem Pathos (er wußte, wie man mit Pruszkay zu sprechen habe, wenn dieser ein wenig angeheitert war):

— Enkel des Führers Tass, trinke denn lieber ein Glas Rotwein!

Von den vielen Händen, die den Wütenden an den Schultern, am Hals und an den Hüften festhielten, streckte sich eine instinktiv nach dem Glas, und diese gehörte gerade dem Enkel des Führers Tass.

— Bandi, komm her und stoße mit ihm an!

Andreas, der sich wegen der Szene geniert fühlte, ging hin, stieß mit ihm an, dann umarmten sie einander; der Groll war vorbei, platzte, wie eine Seifenblase. Dennoch war die Unterhaltung verdorben. Pruszkay begann sentimental zu werden, gab Geständnisse von sich, welch böser, gemeiner Mensch er sei, ein Mensch, der das Leben nicht verdiene, da er seinen besten und liebsten Freund beleidige und diesem an seinem glücklichsten Tag unangenehme Momente bereite. An einem Tag, den die Götter gewöhnlichen Sterblichen nur ein einziges Mal schenken. (Übrigens hatten sie ihm zwei solche Tage geschenkt und nun war er eben dabei, den dritten aufzutreiben, da er sich gerade jetzt von seiner zweiten Frau scheiden ließ.) Mit einem Wort, um es kurz zu sagen, Stefi Pruszkay war bereits soweit und gründlich erledigt, — ihn konnte man nur mehr als Ehrengepäck nach Lászány befördern; immerhin war es möglich, daß ihm die frische Luft den Rausch ein wenig aus dem Schädel treiben würde.

Der peinliche Zwischenfall hatte somit die Tafel aufgehoben, und nun brachen die Gäste in der Tat auf, um bis nach Lászány nicht mehr Halt zu machen.

Im ersten Wagen fuhren wir mit Andreas; der Bräutigam möge als Erster ankommen; als Letzter blieb der alte Csapiczky mit der kleinen Marie, und als wir den Bach Polyovka glücklich überquert hatten und den Hügel von Lászány emporklommen, die meine sanften Lieblinge, die Birken in einen echten silbernen Wunderwald verzauberten, war es eine Augenweide, auf die vielen Viergespanne zurückzublicken. Die Kutscher hatten etwas Wein im Kopf und sparten nicht mit den Peitschen; die Gespanne dort unten schienen in einer großen Goldwolke dahinzufiegen, denn der Sonnenglanz wandelte den aufgewirbelten Staub der Straße nach seinem Ebenbilde um.

— Ich sehe das Viergespann meines alten Herrn nicht — sagte Andreas ärgerlich.

— Wie ist dies möglich?

— Wahrscheinlich ist er zurückgeblieben, um einiges wegzulegen und in Ordnung zu bringen.

— Um wieviel Uhr soll die Trauung stattfinden?

— Um halb eins. Schließlich müssen wir den Alten doch erwarten, er ist ja der Freudenvater. Meine Schwester Marie aber ist die eine Kranzjungfer.

— Ist Lászány noch weit?

— Eine gute Viertelstunde. Dort, sehen Sie hin, dort ist schon der Blechturm der Kirche sichtbar.

Bald waren wir in Lászány angekommen. Wir erblickten ein verdammt großes Kastell, das zur Hälfte eine Ruine war und sich am diesseitigen Ende des Dorfes ausbreitete. Viele Fensterscheiben waren zerschlagen, herausgebrochen, kein Glas in ihnen, aber auch der Fensterrahmen fehlte. Der ehemalige Steinzaun des großen Parks zeigte beträchtliche Lücken, an einigen Stellen war er eingestürzt, die Steine lagen rings zerstreut; nur stellenweise war er intakt und trug ein Schindeldach, das mit Moos überwachsen war.

— Dies ist das Haus der Familie von Kätchen; es ist in einem etwas vernachlässigten Zustand. Schließlich bewohnen sie ja nur einen Teil des Erdgeschosses. Der alte Herr (man sagt Euer Gnaden zu ihm), Kätchens Stiefvater, liebt als echter Soldat eher die Verwüstung, als den Aufbau und die Reparatur. O diese unverbesserlichen Soldaten!

— Warum ist Ihr Schwiegervater Euer Gnaden anzureden, wenn ich fragen darf? Einem Major gebührt dieser Titel nicht.

— Richtig, doch ist er außerdem kaiserlich-königlicher Kämmerer.

— Ach so, das ist allerdings anders.

Erst später erfuhr ich, daß der Major einst Uhlarik hieß und den Namen Lászányi erst vor wenigen Jahren angenommen hatte, nach dem Gut, das er vom Eperjeser Bischof pachtete.

Sein Vater war bei dem Fiskus im Salzamt angestellt und kein Adeliger. Wie konnte daher sein Sohn Kämmerer sein? Nun, es wird behauptet, daß dies auf besondere Weise geschah. Stefan Uhlarik ging in seinen Studienjahren zum Militär und brachte es in der Husarenmeisterschaft in einigen Jahren zu einer solchen Vollendung, daß er dem Erzherzog, unserem gegenwärtigen König, Reitunterricht erteilte und zwar als einer der besten Reiter der Husarenmannschaft. Der Erzherzog erwies sich seinem Lehrer gegenüber dankbar

und als er Herrscher wurde, ernannte er ihn zum Leutnant. Uhlarik wurde Herr, verließ Wien, kam zu einem Regiment, Gott weiß, zu welchem, und brachte es langsam bis zum Hauptmann. Manche bunte Jahrzehnte waren dahingegangen; aus dem einstigen schmucken Leutnant wurde ein alter Hauptmann, und der Kaiser ein alter Herrscher; sie waren einander nie wieder begegnet. Vielleicht hatte der König seinen Lehrer schon vergessen; da geschah es, daß er bei einem Manöver in Siebenbürgen die Front eines Korps abritt und plötzlich auf ein bekanntes Gesicht, einen oft gesehenen Blick in der Reihe aufmerksam wurde; er riß die Zügel seines Pferdes an sich und hielt vor dem staunenden Hauptmann, der sich nicht fassen konnte.

— Sie sind der Uhlarik?

— Jawohl, Majestät.

Das Auge des Königs schweifte leutselig umher, ruhte dann freundlich auf der Gestalt des Hauptmanns, und seine Seele war gerührt von den vielen hervorquellenden Erinnerungen, ein wenig gar erschüttert.

— Wünschen Sie sich etwas.

Eine große Seltenheit. Ein alter General erzählt mir, der Herrscher habe, diesen Fall Uhlarik mit eingerechnet, in seinem ganzen Leben bloß zweimal eine solche Gnade zuteil werden lassen. Wünschen Sie sich etwas! Das bedeutet, der betreffende Begünstigte könne sich alles wünschen, was sein Auge und Herz begehrt, ein Rittergut inbegriffen.

Hauptmann Uhlarik schwindelte es vor Glück: sein Verstand ritt einige Augenblicke im ganzen Universum Galopp unter jenen Dingen, die der Mensch sich wünscht, nach denen er Sehnsucht trägt, die Eitelkeit, Geiz und Klugheit einer Krone entwinden können, und hastig, aber verwirrt antwortete er:

— Ich möchte Kämmerer werden, Majestät.

Der König lächelte, als sagte er: »Sie sind ein komischer Kauz, Uhlarik!« winkte mit einem Blick Abschied, gab seinem Pferd die Sporen und ritt von dannen.

Man erzählt sich, daß der König, der Uhlarik natürlich die Würde eines Kämmerers verlieh, indem er ihm die Ahnen erließ, noch später wiederholt seiner Verwunderung über diesen sonderbaren Fall Ausdruck gab. Dabei war der Fall doch so einfach und durchaus verständlich. Ein Mann, der im Komitat Sáros geboren wurde, konnte sich unmöglich etwas anderes wünschen.

Übrigens bitten wir um Entschuldigung wegen dieser Abschweifung in die Vergangenheit, und dies umso mehr, als auch die Gegenwart genug bietet, was aufzuzeichnen der Mühe wert ist. Als wir bei dem Tor angelangt waren, hörten wir die Detonation eines Mörsers, dann bumm! noch eine zweite, und die »Tonisten« (denn im Komitat Sáros liebt man es, die guten alten ungarischen Ausdrücke durch lateinische oder deutsche zu ersetzen, aber es gehört zum guten Ton, aus den schlechten neuen Wörtern große Mode zu machen), die Musikanten spielten den Rákóczi-Marsch. Der große, breite Hof war bereits mit Wagen und Kutschern gefüllt, die in den verschiedensten Livreen, mit gewaltigen Straußfedern herumlungerten, lachten, ihre Herren beredeten und über den Zaun hinweg mit dem Frauenvolk des Örtchens, das ungeniert hereinlugte, Schabernack trieben. Das Örtchen war wegen seiner schönen Weiber weithin berühmt. Die Sage berichtet, daß die Grenadiere Emmerich Thökölys einst ein volles Jahr hier gelegen hatten.

Wir konnten uns zwischen den vielen Wagen kaum einen Weg bahnen und in den Hof kutschieren; die versammelten Gäste: die Divéky, Garzó von

Sombely, die Nagy von Bánújfalu, die Létassy von Léta, doch wer zum Teufel könnte sie alle aufzählen, liefen heraus und uns entgegen, die Veranda war von ihnen überfüllt und sie empfingen uns mit brausenden Hochrufen.

Der Major selbst hinkte in seiner glänzenden Uniform heraus, er hatte seinen Tschako aufgesetzt, den Säbel umgeschnallt, und bevor wir noch in der Lage waren, auszusteigen, donnerte er Andreas an :

— Kannst getrost umkehren, Brüderlein, hast Dich gründlich verspätet, wir haben das Mädchen schon einem Anderen gegeben !

Andreas erblaßte fast, denn die Worte des Majors klangen ihm selbst als Scherz furchtbar ; den Major aber packte sofort gewaltiges Lachen, das nur so dröhnte. Er war eben keineswegs und nicht im geringsten der Mann, der einem Schrecken einzuflößen vermochte ; er hatte ein rotes Gesicht, das vom Weingenuß erblühte, einen tüchtigen Schmerbauch und großen Schnurrbart von unbestimmt irdener Farbe, der teils vom Bart geborgt war.

— Himmel und Hölle, was zum Teufel habt Ihr Euch so lange aufgehalten ? Warum kommt Ihr so verspätet ? Nun aber rasch, einzweidrei, ankleiden im schnellsten Tempo, damit wir endlich losziehen können !

— Wo ist Kä'hchen ?

— Mit der kannst Du, feines Brüderlein, als Mädchen nicht mehr sprechen. Der Kammerdiener wird Euch Eure Zimmer anweisen.

Dann kamen der Reihe nach die andern Wagen herangerollt, bei jedem brach dasselbe Gebräus, die Wärme des herzlichen Empfanges von neuem los. Der alte Major genoß kein besonderes Ansehen (alles umsonst, die Abstammung kann man nie ganz wettmachen), immerhin liebte ihn jeder, und ich konnte aus meinem Zimmer, in dem ich mich ankleidete, hören, wie er von den Ankommenden der Reihe nach heiter und freundlich begrüßt wurde. »Guten Tag, Väterchen Königgrätz ! Servus, alter Königgrätz ! Wie geht es Euch, lieber, süßer Vater Königgrätz ?« In der hohen Gesellschaft, gleichsam in der Crème der Gesellschaft war dies der Name seiner Gnaden, des kaiserlich-königlichen Kämmerers und zwar mit Bezug auf gewisse strategische Erfolge.

Nach einer ausgiebigen Viertelstunde versammelten wir uns, vornehm angekleidet, im großen Salon ; einige hatten das ungarische Festgewand angezogen, trugen pelzverbrämte Mäntel und Mützen mit Reiherfedern. Die Stiefel aus Korduanleder knarrten fröhlich, die Säbel klirrten stolz, die Seidenkleider der Damen rauschten geheimnisvoll, obwohl der weit größere Teil der Frauen sich im Zimmer der Braut aufhielt.

Die Möbel des Salons waren einfach, fast dürftig. Väterchen Königgrätz sagte denn auch einigemale wie zur Erklärung :

— Als alter Soldat liebe ich die Einfachheit über alles. (Mit sich äußerst zufrieden, rieb er sich die Hände.) Zum Donnerwetter, ich liebe die Einfachheit, wie ich sage . . . und ich klammere mich an diese elenden Möbel vom ganzen Herzen, als wären sie meine Mannschaft . . . Die Frau hätte natürlich die Absicht, die Möbel als Gerümpel hinauszwerfen, dies aber werde ich unter keinen Umständen zulassen. Donnerwetter, ich werde es nie und nimmer zulassen !

Fast berauschte das Übermaß solcher Macht Väterchen Königgrätz für eine Minute, und sein breites Gesicht mit dem Doppelkinn schwoll vor lauter Selbstbewußtsein an, als wäre es das Gesicht eines spanischen Botschafters.

An den Wänden hingen Bildnisse berühmter Generäle. Über diese wußte er stets recht viel zu berichten, flocht eggeschickt eine Anekdote nach der andern

ein, konnte aber die Pointe nie, nicht einmal zufällig richtig herausbringen, da ihn an den lustigen Stellen, wo es was zum Lachen gab, immer ein derart konvulsives astmathisches Lachen überfiel, daß er die Erzählung sofort abbrechen mußte. Der eine Tisch war mit Todesanzeigen übersät, es waren die vom Hof eingeschickten Partezettel; der Hofmeister sendet sie jedem kaiserlich-königlichen Kämmerer.

Die Intimen des Hauses kannten bereits die Schwächen des alten Herrn und wußten, daß er mit diesen Partezetteln, auf die er sehr stolz war, gern flunkerte und großtat, die neuen Gäste aber überraschte die Unmenge dieser schwarzgeränderten Drucksorten, die schön geordnet nebeneinander auf dem Tisch ausgebreitet lagen.

— Was für Todesfälle sind denn das hier?

— Der Hof, der kaiserlich-königliche Hof — antwortete Major Lazsányi gleichgültig. (Er hatte vom Adel schon so manchen schlaun Griff erlernt.)

— Ach was, der Hof?

— Nun ja, — setzte er traurig hinzu — es ist unheimlich, jeden Tag so einen Zettel zu bekommen . . . Als träte jeden Tag ein Grabesschatten in mein Zimmer und mahnte mich.

Er blickte mit träumerischen Augen im geräumigen Zimmer umher, als schwebten hier durch den Salon unsichtbar alle die vielen hoheitsvollen und gnadenreichen Geister.

Dann hob er einen Partezettel vom Tisch mit der rechten Hand, obwohl diese in einem weißen Hirschlederhandschuh stack.

— Dies hier ist der neueste Zettel, die frischeste Todesanzeige, — sagte er — ach, die arme Gräfin Larisch-Moenich! Mein Gott, mein Gott, daß auch die hinweg mußte — und seine Stimme zitterte, die Augenbrauen begannen zu beben.

— Wie alt war sie?

— Ach, ich weiß es gar nicht. Ja, hier steht es. Sie starb im Alter von neunundsiebzig Jahren. Die arme Larisch-Moenich!

— Kannten Sie sie, Väterchen Königgrätz? — fragte ein Baron Kramly.

— Nein, mein Sohn, ich habe sie nicht gekannt.

— Warum bedauern Sie sie denn?

Väterchen Königgrätz sprang auf, seine gelben Augen sprühten Funken;

— Warum? Warum? Donnerwetter, warum? Nun, weil ich mich eben für den Hof interessiere. Wer sollte sich denn für die Dinge des Hofes interessieren, wenn wir Kämmerer es nicht tun? Donnerwetter, wer soll sich interessieren, wenn nicht wir Kämmerer?

Den Baron Kramly, der vor fünfzehn Jahren aus Böhmen ins Land eingewandert war und in Bertányháza ein kleines Gut erstanden hatte, verlockten die Partezettel infolge einer Gedankenverbindung zu einer hochmütigen Bemerkung (in der Sároser Luft begann er allmählich den Eingeborenen zu gleichen).

— Zum Frühjahr gedenke auch ich in Bertányháza eine Familiengruft errichten zu lassen. Die Steinmetze von Zsarnóc behauen bereits die Steine dazu.

Der Baron stand im Alter von fünfundvierzig Jahren, war Junggeselle, ohne Familie, so daß seine Ankündigung einer Familiengruft allgemeines Erstaunen hervorrief.

— Sacrebleu! Was wirst Du in diese Gruft bestatten? — fragte Vinzenz von Divéky höhnisch.

— Nun, die Ahnen. Ich werde sie aus Böhmen überführen lassen.

Über Baron Kramly war allgemein bekannt, daß sein Vater die Baronenwürde als Militärlieferant erhalten hatte; später verlor er sein großes Vermögen, und der Sohn rettete sich mit dem ihm verbliebenen Rest hieher.

Ein feines, kaum bemerkbares Lächeln spielte um die Lippen der Anwesenden.

— So? — sagte von Divéky sehr freundlich — und zu welchem Preis kaufst Du, bitte, das Pfund der Knochen?

Diese Bemerkung erweckte große, allgemeine Heiterkeit, selbst Baron Kramly stimmte ins Lachen ein, den Major aber erstickte fast sein Asthma; er fiel Divéky um den Hals: »O Du Grobian! Du Grobian!«

Die Gesellschaft nahm an Zahl von Minute zu Minute zu, der Saal wurde daher immer enger und enger. Endlich erschien auch der Bräutigam, der sich besonders fein herausgeputzt hatte. Er wurde mit brausenden Hurrahrufen empfangen und gefeiert. Dann erschien der alte Csapiczky mit seiner Tochter, dem Fräulein Marie, sowie Miska von Koltay aus Szalkány, hoch zu Roß, das von Schaum überflutet war. Miska begann mit seinen Klagen schon draußen, jeden ungestümen, übereilten Menschen möge der Teufel holen; er habe sein Geld in einem andern Rock zu Hause vergessen und dies erst bemerkt, als er die Hälfte des Weges bereits zurückgelegt hatte.

Die Eingeborenen wechselten Blicke, doch keinem fiel es ein, zu lächeln und zehn zugleich reichten ihm, wie auf ein Kommando, ihre Brieffaschen.

— Du befiehlst, Freundchen?

Koltay winkte nachlässig, aber dennoch abweisend mit der Hand, wie ein echter, träger englischer Lord.

— Ach, laßt doch bloß, mich langweilen derartige Sachen. Schließlich hängt alles von den Umständen ab. Gibts nachher ein kleines Hasardspielchen, Königgrätz? So sprich doch, Königgrätz!

— Natürlich gibts eines — versetzte Väterchen Königgrätz, der trotz seiner gichtigen Beine hin und her raste und sich wie ein Rad drehte, bald da, bald dort auftauchte, dies und jenes richtete, verschiedenes unternahm, zurechrückte und Befehle erteilte.

— Nun wären wir denn glücklich alle beisammen. Nur die Frauen kleiden sich noch an. Donnerwetter auch, diese vielen Scharteken, die vielen Maschen, Mäschchen und Ergänzungen! . . . Ach, die vielen, überflüssigen Anstückelungen und Hinzufügungen und Ergänzungen . . .

Tatsächlich verzettelten die Frauen noch eine geraume Zeit mit ihren Toiletten, doch sind sie eben dafür Frauen. Das Stubenmädchen und die Dienerinnen tollten wie besessen von einer Lade zur andern, einmal brauchte man eine Haarnadel, dann einen Schuhlöffel; und Gott allein vermöchte nur zu sagen, was sonst noch benötigt wurde. Schließlich aber wurden sie doch fertig und nun war es soweit.

— Ach! — flatterte der Ruf des Staunens von aller Lippen auf.

Die Tür des Nebenzimmers wurde geöffnet, und die Braut trat herein. Tiefe Stille herrschte, die nur vom dumpfen Geräusch, das nach Meeresgebräus klang und die Überraschung andeutete, unterbrochen wurde.

— Scharmant!

— Meiner Seel, in der Tat prächtig!

Doch war sie auch wirklich schön. Eine hochgewachsene, kerzengerade Gestalt, fast gebrüchlich. Das einfache Kleid unterstrich ihre Schönheit und hob die Erscheinung. Ihrem blonden Haar stand der Kranz hervorragend und zu ihrem schönen Hals paßte der funkelnde Schmuck besonders gut. Du meine Güte, welch große Smaragde und Saphire! (Da ich nun mal eine prosaische Seele bin, begann ich sofort nachzurechnen, wieviel der gute Andreas wohl auf diese Edelsteine im Versatzamt erhalten wird.)

Hinter der Braut erschien die Mutter in einem granatfarbenen Kleid.

Frau Lazsányi ist noch eine hübsche Frau, allerdings schon etwas verblühend, doch auch im Verblühen ist Poesie zu finden. Mit ihrem Taschentuch wischt sie sich die verweinten Augen, doch vergeblich, immer wieder übermannt sie Schluchzen.

— Ich möchte nicht Mutter sein — sagt ein neben mir stehender Greis mit weißem Bart, namens Martin Sipeky und ihm gefällt dieser Ausspruch so außerordentlich, daß er mit seinem zufrieden grinsenden Gesicht die lange Reihe der Männer abschreitet und vor jedem immer wieder, unermüdlich wiederholt: Ich möchte nicht Mutter sein. Sag mal, möchtest Du Mutter sein? Was?

Auch die Augen der Braut sind verweint (gestern noch mußten es herrlich schöne blaue Augen gewesen sein), ihr liebliches Gesicht ist blaß, zerknittert, man sieht es ihm an, daß sie die ganze Nacht kein Auge zugetan hat; doch auch so ist dieses Gesicht schön: feines Oval, fein geschnitten, das Gesicht wird von dem wunderbar süßen Näschen mit der feinen Biegung nur noch stärker hervorgehoben; schon das wäre ein Grund, sie zu heiraten.

Doch wo in aller Welt hält sich Andreas auf? Ach, seht doch einmal, schon steht er vor ihr, faßt sie bei den Händen und küßt sie; die kleine Hand scheint in der seinen zu zittern

— Ängstigen Sie sich, Käthchen?

— Nein, nicht doch, ich schäme mich bloß so sehr, flüstert sie und möchte sich am liebsten hinter ihrem Andreas verstecken, um den vielen neugierigen Blicken zu entfliehen.

Neugierige Blicke — ein viel zu schwaches, unbedeutendes Wort, das nichts sagt. Es sind in der Tat ausgesprochen gotteslästerliche Augenstrahlen, die in solchen Fällen aus den häßlichen, widerwärtigen Männeraugenrädern hervorglotzen und auf die Braut abgeschossen werden. Ach, Du mein guter Gott! Nicht einmal die Tatsache, daß sie sie gierig anglotzen, aber was sie sich dabei denken... Und wie sie ihren Wuchs, ihre Figur, ihre Linien und Gliedmassen betrachten, als besichtigten sie ein Fohlen auf dem Pferdemarkt. Ihre Sicht ergänzen sie durch ihre Ahnungen. Die gebrechlichen, feinen, klugen Wesen aber erfüllen diese Augen, die Schmerz verursachen, indem die Blicke durch das Kleid dringen und auf ihrem jungfräulichen Körper schamlos herumkriechen.

Die Gäste traten der Reihe nach vor, und brachten Mutter und Braut ihre Glückwünsche dar.

Auch ich hatte bald die notwendigen, unerläßlichen Formalitäten der Vorstellung hinter mir, worauf Väterchen Königgrätz recht lebhaft ausrief:

— Nun aber, meine Damen und Herren, eins, zwei, drei, rechts um und losgezogen!

Mir wurde der übliche Stecken des Hochzeitbitters, an dem ein Blumenstrauß prangte, in die Hand gedrückt, und wir wollten uns gerade auf den Weg machen, als ein livrierter Diener uns gegenüber die äußere Tür öffnete und

schwer atmend einen Verschlag hereinschleppte, der soeben mit der Post gekommen war.

— Welch ein Pech! — ruft Frau Lazsányi verzweifelt aus. — Gerade jetzt müssen sie es bringen! (Dann wandte sie sich erklärend an die Damen.) Das sind die Kleider aus Paris, mein Kleid, und Käthchens Brautkleid. Die haben wir bei Chatelott bestellt, Paris, 24, rue Boulogne. Ich lasse stets dort arbeiten und beziehe fast alle meine Kleider aus dieser ausgezeichneten Quelle. Noch nie hat mich dieser verdammte Chatelott hineingelegt; immer war er verlässlich und pünktlich, nur gerade jetzt, ausgerechnet jetzt! Ihr könnt Euch lebhaft denken, welchen Verdruß das für mich bedeutete. Ich stelle mir vor, daß ich, wenn ich an diesem Verdruß nicht starb, gewiß das Alter des Methusalem erreichen werde. Stefi, grinse nicht so frech, ironisch und impertinent, das erlaube ich nicht, ich werde es nicht dulden! Natürlich, Dir wäre es willkommen, wenn ich sterben würde und zwar recht bald! Die Kleider hätten vorgestern ankommen sollen, sie wurden als Eilgut aufgegeben; wir warteten aber vergeblich, es kam nichts, nichts in der Welt. Ich glaubte bereits, daß ich wahnsinnig würde. Endlich, was hätten wir auch in dieser Not sonst tun können, mußten wir Käthchen ein Kleid hier zuhause rasch zusammenbrauen... irgendein Kleid, gleichgültig, was für eines. Du lieber Gott, wenn ich daran denke, wie Du angezogen bist, mein Käthchen, mein Herzchen, glaube ich auch jetzt noch, daß mich sofort der Schlag rührt.

— Nein, wahrhaftig, ich möchte nicht Mutter sein, um keinen Preis der Welt möchte ich Mutter sein! — quatscht salbungsvoll der ewig quasselnde Sipeky dazwischen.

Die Damen und Herren legten alle einstimmig schärfsten Protest ein und schwuren bei Gott und Teufel, Käthchen sei wundervoll gekleidet und es gäbe in der weiten Welt keinen Schneider, der instande wäre, von ihrer Schönheit etwas zu nehmen, noch hinzutun; ihre Gnaden, Frau Lazsányi aber wackelte eigensinnig mit dem Kopf, diese Behauptung zu verneinen, während die rostroten Straußfedern auf ihrem Kopfschmuck nach rechts und nach links flatterten.

— Umsonst spricht Ihr, umsonst, umsonst! Was einmal nicht anständig ist, ist eben nicht anständig. Und ich habe große Lust, diese Kiste zu öffnen und... Was sagst Du dazu, alter Stefi?

Väterchen Königrätz beeilte sich, heftig zu widersprechen, lebhaft zu protestieren.

— Osaj dusa moja! (Aber Seelchen, wo denkst Du denn hin!) Was fällt Dir ein? Der Matrikelführer und Pfarrer warten doch schon eine geschlagene Stunde auf uns! Schon recht, die Pariser Kleider sind nun da, und auch mir wäre es lieb, wenn Ihr sie anhättet... Habe ich sie doch nun schon einmal bezahlt. Schließlich und endlich aber sind wir doch in der Familie und Kleid bleibt Kleid. Um Gottes Willen, Ihr werdet Euch jetzt doch nicht auszukleiden beginnen, um dann mit der Prozedur des Ankleidens wieder von vorne loszulegen? Daj pokoj, Annuska! (Gib Frieden, Ännchen!) Und du — sagte er zu einem Diener — schaffe die Kiste ins Zimmer meiner Frau ihrer Gnaden, damit sie hier nicht im Weg stehe!

Der angesprochene Diener Peter hob die Kiste hoch, stellte sie auf einen Stuhl, um sie wegzutragen.

— Ach, meine Brüßler Spitzen! — hauchte Frau Lazsányi mit einem resignierten Seufzer und sah dem Diener, richtiger der Kiste nach.

Mir dagegen fiel eher der Diener auf, das heißt, der Rücken des Dieners. Auf seinem blauen Dolman stand nämlich halb verwischt, aber noch recht gut lesbar, mit Kreide aufgeschrieben: »Gehen wir, meine Herren, sonst werde ich ausgescholten!«

Oho! Was ist denn das für ein Rätsel? Dies ist ja die Aufschrift, die auf dem Dolman von Gortva prangte. Der Diener ist nicht derselbe, der Dolman aber dennoch. Wie zum Teufel ist dies möglich? Nun, dafür kann es nur eine einzige stichhältige Erklärung geben: der Dolman wurde hergeschafft, aber man hatte vergessen, die Kreideaufschrift abzubürsten. Ich begab mich auf diese Entdeckerfährte und entdeckte denn auch allmählich, die Spur verfolgend, einige der Uniformen aus Gortva. Zum Teufel auch, diese wandernden Livreen sind doch etwas verdächtig und sonderbar!

Indessen hatte ich keine Zeit mehr, darüber nachzudenken und zu meditieren. Frau Szlimóczy, Marschall des Hochzeitzuges, begann mit der Anordnung und bestimmte jedem von uns seinen Platz.

Voran schritt ich, mit dem beblumten Stecken.

Mir folgte die Braut, von Stefan Domoróczy geführt.

Dann kam der Bräutigam, mit Vilma Nedeczky an der Seite.

An dem Arm des eleganten, schön gewachsenen Franz Csathó schritt die kleine Marie Csapiczky.

Und so ging es weiter, ein Paar nach dem andern, eine lange, unabsehbare Reihe. In welcher Ordnung, konnte ich nicht beobachten, denn ich schaute nur ein einziges Mal zurück, als wir, vom Matrikelführer kommend, zur Kirche gingen. (Übrigens sei bemerkt, daß sowohl die Amtsstube des Notars, als auch die Kirche vom alten, verfallenen Kastell nur einige Schritte entfernt waren.) Es geschah eben, daß sich von dem Regen des vorhergehenden Tages auf dem Weg eine kleine Pfütze gebildet hatte, die noch nicht ganz eingetrocknet war; sie war nicht größer, als eine Ochsenhaut, doch konnten wir sie einerseits wegen eines mit Töpfen beladenen Wagens, der sich auf der einen Straßenseite breit machte, anderseits wegen des Gartenzaunes am Pfarrerhause nicht umgehen; ja wohl, wir waren gezwungen, geradenwegs in die Pfütze zu treten, alle, selbst die Braut mit ihren kleinen weißen Atlasschuhchen. Vergebens weilte ihre Seele im siebenten Himmel, ihr Füßchen trippelt doch nur hier unten auf der grauen Kotkugel.

Ich übersprang die Pfütze einfach mit meinen langen Beinen und es fiel mir keinen Augenblick ein, wegen der andern besorgt zu sein.

— Bravo, Domoróczy! — hörte ich in diesem Augenblick hinter meinem Rücken. Zehn riefen zugleich: Bravo! Bravo!

Ich wandte mich um, wollte sehen, was sich ereignet hatte. Nun, Domoróczy hatte seinen pelzverbrämten, weichselfarbenen Samtrock abgehängt und über die Pfütze gebreitet. Die entzückende Braut schritt lächelnd darüber hinweg. Es war vielleicht ihr erstes Lächeln, seit sie den Brautkranz aufgesetzt hatte.

Dann, soviel ich weiß, ließ er den Rock so lange über der Pfütze liegen, bis sie alle Damen überquert hatten. (Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie hübsch die stattliche Frau von Szlimóczy und die auf zweihundert Pfund geschätzte Frau von Csathó den Rock eindrückten.) Schließlich erschien ein Diener und nahm ihn nach Hause, um ihn zu trocknen und abzubürsten.

— Schluß folgt. —

JUNGE UNGARISCHE DICHTER

LEKTION

JOSEF BERDA

*Du alter Weinschlauch, du gehirnerweichter Trauerkloß!
Du trinkst vergeblich scheffelweis', kannst nicht vertrinken,
Was nicht vorhanden, nämlich den Verstand! Nimm doch zur Kenntnis:
Geheimnisvolle Gnade ist das, und wenn die fehlt,
Hast du zur ernsten Liebe kein Talent, — Gestotter bloß,
Das nur zum Lachen reizt.
Nicht schreib'! Nicht trink'! denn keins von beiden ist ja deiner würdig.
Ein guter Trunk gehört in keinen kranken Bauch, und die
Geduldge Feder nicht in eine lahme Hand, die deine lahmen
Gedanken auf uns speit. — Wie immer du auch aufschneidest,
Bist dennoch du so dumm, wie eine Made, und so sittlich, wie
Ein altes Runzeltantchen, das fortwährend plappert und
Nur seine Zunge zeigen kann, erschallt das Prachtwort: »Liebe«.*

Übersetzt von Friedrich Lám

BLINDER KNABE MIT VOGEL

KOLOMAN DUDÁS

*Ab Veszprém fuhr ich mit der Eisenbahn;
ein kleiner Knabe saß mit mir im Zug.
Das Bild war traurig: still und sehr einsam
ein Vogel im Käfig. Der Knabe blind.
Ich sah sie an, sah wortlos beide an,
die beiden Kleinen saßen so verwaist.
In meinem Herzen keimten zärtlich schon
Regungen auf — doch dann sprach der Verstand:
Dies fremde Leben ist nicht dir bestimmt!
Der Zug stieg langsam einen Berg hinan,
der Vogel saß verkrochen, aufgebläht.
Niemand verließ uns, niemand kam hinzu,
es scheucht ihn niemand. Zugemacht die Tür.
Doch wie der Zug den Berg weiter erklimmt,*

*und wie der Wald an Schönheit sehr gewinnt,
 wie Töne, Farben, eine stolze Pracht,
 vom Fensterrahmen eingeschlossen sind :
 erwacht er plötzlich wie ein Frühlingskind,
 an dem ein Fieberleiden jäh ausbricht.
 Ihn drängen Bilder, und er fühlt zu gut,
 daß ihm der Frühling nichts zuliebe tut.
 Der Zug hält müde, er verschnauft sich nur
 (das Örtchen Porva kann nicht weit mehr sein) ;
 es ist ein herrliches, stolzes Gebiet,
 der Frühling strömt durchs offne Fenster ein,
 die Vögel singen unter zartem Laub,
 und in der Höhe strahlt weiß der Bakony —
 ich weiß nicht, wie dem Vogel plötzlich wird,
 ist es die Sehnsucht, ist es Liebe schon
 oder die Freiheit, die ihn angeweht :
 er flattert plötzlich, singt und freut sich so,
 daß er am Gitter mit dem Schnabel zerrt,
 mit Flügeln schlägt, weint und mit mag'rem Leib
 gegen die Stäbe stößt — so wie der Mensch,
 wenn ihn die letzte, schnöde Kraft verläßt. —
 Gefangen ist er ; Flucht ist sein Gebot :
 vielleicht das erste Mal, daß er es kennt . . .
 Des Knaben Auge ist voll Dunkelheit,
 Dämpfung folgt er seines Vogels Trunkenheit
 Und lauscht mit allen Sinnen tief hinein . . .
 dann sucht er tastend seine Taschen ab,
 entnimmt ihnen ein großes, schwarzes Tuch
 und lächelt. Bitter und verstört deckt er
 das Tuch — ein ungewohntes Lid — über
 den Käfig. Und mit kranker Seligkeit
 hört der Blinde dem blinden Vogel zu.*

*Tief in der Seele, tief und unbewußt
 Formt sich ein Sinn und fordert vom Verstand :
 Dichter, greif nach der Feder, dein Gesang !*

Übersetzt von Hildegard von Roß

AHNUNG

GEORG RÓNAY

*Es kreist um mich ein Vogel sondergleich.
 Sein Schnabel glänzt und seine Schwingen knallen.
 Doch weh, verlassen bin ich stets von allen,
 wenn mich umkreist der Vogel sondergleich.*

*Ich leid' ; der Ängste Qualen mich erfassen,
vergeblich schrei und flehe ich vor Schmerzen.
Ihr meint, es wär' sonst nichts, als bloßes Scherzen,
dieweil ich mich entsetzlich fühl', verlassen.*

*Und eines Morgens wirst umsonst mich wecken,
umsonst mit Küssen mir das Aug bedecken :
dein Kuß auf eine kalte Stirn schon fällt,*

*dein Blick wird auf der Wange mir erstarren . . .
Und draußen wird der Duft des Lenzes harren
und unwahrscheinlich blau'n das Himmelszelt.*

Übersetzt von Gyula Garzuly

RUNENSCHRIFT

LADISLAUS SZABÉDI

*Ich kerbe deinen Namen an
die Stirne, Augen, Augenlider ;
ich kerbe sie in alle Glieder,
daß ich dich nie vergessen kann,*

*dann sterbe ich. Die Raben sehen
die Reste, fliegen gierig hin —
Und einst wird deine Enkelin
mit ihrem Liebsten sich ergehen*

*im Herbsteswald und ist erstaunt.
was jedes welke Blatt ihr raunt :
Dein Name steht auf jedem Blatte ;*

*errötend sie die Meinung gibt :
»Durch irgendwen das Weltall hatte
die Großmutter so sehr geliebt.«*

Übersetzt von Árpád Guilleaume

KARPATENWALD

FRANZ SZEMLÉR

*Ganz wie geschlagene Soldaten,
so müde wankt der Baum, der Trieb,
und ächzend dulden sie des Windes
gar scharf geführten Säbelhieb.*

*Sie stehen noch, doch an den Stämmen
gibt's tiefe, feuchte Wunden viel
und aus den schlechtverharschten Rändern
manch harziger Blutstropfen fiel.*

*Ein Blatt schwebt nieder, als Verbandzeug,
doch es erreicht die Wunde nie.
Ich hebe es, leg's auf die Stelle,
es haftet nicht, — vergebne Müh'.*

*Und von den immer größeren Schmerzen
auf stummen Mund ein Zucken fällt,
wie dem Poeten, insgeheim dem
des Volkes stummes Schwinden quält.*

Übersetzt von Árpád Guillaume

VALE TRISTE

ALEXANDER WEÖRES

*Der Abend wird kühl im Verschweben,
Die Reben am Weinstock erbeben.
Die Lieder der Iese verhallten.
Zum Ofen schon kriechen die Alten.
Den Kirchberg der Nebel umflimmert.
Der Knopf auf dem Kirchturm erschimmert..*

Platzregen rennen wie Riesen
 Schwarzärgerlich über die Wiesen.
 Die Lieder des Sommers verhalten.
 Verkrochen sich halten die Alten.
 Der Abend ist kühl und im Düstern
 Ersausen die Büsche und flüstern.
 Abstumpft sich das Herz uns im Wandern,
 Wie gleicht doch ein Sommer dem andern!
 Ob unlängst, ob längst . . . 's ist das Gleiche!
 Erinner'ung wird löchrig, die bleiche.

Das Fieber ist rot in den Hainen,
 Die Mädchen im Hause, die weinen:
 »Wo blieb denn dein Mund dir, der rote?«
 — Blau zwickt ihn, Herbstabend, dein Bote! —
 Alles eins ist, was immer geschehen,
 Erinner'ung, Gedächtnis verwehen.
 Abstumpft sich das Herz uns im Wandern.
 Wie gleicht doch ein Sommer dem andern!
 Die Sträucher erbrausend sich schwingen.
 Die Glocken des Herbstes erklingen.
 Der Reif, er versengte die Schlehen.
 Der Abend wird kühl im Vergehen.

Übersetzt von Friedrich Lám

DR. LUDWIG SPOHR ZUM GEDÄCHTNIS

Am 22. Juli 1943 fand der Geschäftsführer der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Berlin, Dr. Ludwig Spohr, im Alter von 33 Jahren den Heldentod. Wir betrauern in ihm nicht nur den unermüdlichen Leiter unserer Schwesterngesellschaft, nicht nur den verständnisvollen, hilfsbereiten Mitarbeiter, der in seiner Stellung unsere Bestrebungen stets aufs wirksamste förderte, sondern auch den aufrichtigen einsatzbereiten Freund, dessen lebenswürdige Persönlichkeit uns allen, die wir mit ihm verkehren durften, nahestand.

Dr. Ludwig Spohr wandte sich bereits in seinen Studienjahren mit lebhaftem Interesse dem Ungartum und dessen Problemen zu. Als Mitglied des Ungarischen Institutes an der Universität Berlin widmete er sich mit liebevollem Eifer dem Studium der ungarischen Geschichte und Kultur. Die Frucht dieser Studien ist seine gründliche, hochwertige Doktorarbeit über »Die geistigen Grundlagen des Nationalismus in Ungarn«, die, auf gediegenen Einzelforschungen beruhend, durch ihre neue Problemstellung und edle Sachlichkeit auch in ungarischen Fachkreisen mit warmer Anerkennung aufgenommen wurde. Sein Interesse für Fragen des Ungartums ließ auch später nicht nach. So war es nur natürlich, daß er mit der Leitung der 1940 gegründeten Deutsch-Ungarischen Gesellschaft betraut wurde. Als umsichtiger und gewandter Leiter dieser erwarb er sich um die Organisation und namentlich um die Errichtung der Zweigstellen in München, Stuttgart und Wien, unvergängliche Verdienste. Wir alle, die wir als Vortragende die Gastfreundschaft der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft im Reich zunächst durch ihn genossen, gewannen im persönlichen Gespräch mit ihm immer wieder die Überzeugung, daß er die kulturelle Zusammenarbeit von Deutschland und Ungarn als heilige Sache betrachtete, und an deren Vertiefung mit sittlichem Ernst und rastloser Hingabe arbeitete.

Nun ging er dahin: er fiel auf dem Felde der Ehre, wie die Besten seines und unseres Volkes. Sein Andenken wollen auch wir, seine ungarischen Freunde, stets in Treue und Ehrfurcht bewahren.

BÜCHERSCHAU

DAS UNGARISCHE VOLKSLIED. Zusammengestellt und eingeleitet von *Jenő Petneki*. Danubia-Verlag, Budapest-Leipzig-Milano, o. J. (1943.) 37 S.

Allen Freunden des ungarischen Volksliedes wird dieses Heft eine willkommene Gabe sein. In knappen Zügen zeichnet Verfasser die wesentlichen Merkmale des ungarischen Volksliedes, wie sie in den verschiedenen Melodiestilarten (Lieder alten Stils, Lieder neuen Stils, Lieder gemischten Stils) zum Ausdruck kommen. Die Lieder jeder Stilart werden auf Form, Rhythmus, Silbenzahl, Tonumfang, Zeilenschlüsse, Ornamentik und Vortrag eingehend untersucht. Der Einleitung folgt eine Anzahl von Volksliedern mit gelungenen Übersetzungen von Friedrich Lám. Die Erläuterungen geben über Herkunftsort, Zeitmaß und überhaupt die musikalische Eigenart der mitgeteilten Stücke Aufschluß.

DIE GESCHICHTE SIEBENBÜRGENS. Von *Eugen Horváth*. Danubia-Verlag, Budapest-Leipzig-Milano, o. J. (1943.) 218 S. Mit Karte.

Die Erforschung und Darstellung der Geschichte Siebenbürgens gehörte stets zu den schönsten und bedeutsamsten Aufgaben der ungarischen Geschichtswissenschaft. Indessen wandten sich die bisher erschienenen Darstellungen zunächst der inneren Lage Siebenbürgens zu, indem sie vorwiegend Ereignisse der Siedlungsgeschichte, der politischen und kulturellen Entwicklung zusammenfaßten. Immerhin ist es nicht ohne Interesse, die Weltzusammenhänge Siebenbürgens, das nicht selten das letzte Bollwerk ungarischer Staatlichkeit bildete, zu untersuchen, und seine Stellung innerhalb der europäischen Politik ins Auge zu fassen. Eugen Horváth, der bekannte ungarische Diplomatienhistoriker, ist in seinem Werke bemüht, vor allem diese Aufgabe zu lösen. Zunächst hierin liegt die Bedeutung seines vorzüglichen Buches, das von diesem Blickpunkt aus auch die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit des Auslandes mit Recht beanspruchen darf. Selbst Gelehrten, die ihm in wesentlichen Fragen schroff gegen-

überstehen, wie der rumänische Forscher Pácelisanu, mußten in dieser Hinsicht die gemeineuropäische Bedeutung des Werkes anerkennen.

UNGARNSPIEGEL. (*Miroir de la Hongrie*). Von *Iwan Boldizsár*. Danubia-Verlag, Budapest - Leipzig - Milano, 1943. 64 + 8 S.

Es war stets eine besonders schwierige Aufgabe, über das Leben eines Landes im Rahmen eines Buches Aufschluß zu geben, mußte doch stets der richtige Mittelweg zwischen sachlichen Mitteilungen, statistischen Angaben und leichter Lesbarkeit gefunden werden.

Das Büchlein von Iwan Boldizsár will auf 64 knappen Seiten ein möglichst vollständiges Bild über ungarisches Land, ungarische Wirtschaft und Geistigkeit geben. Systematisch werden in einzelnen Kapiteln die wichtigsten Probleme behandelt, wobei Verfasser sich mit besonderer Aufmerksamkeit der Darstellung der volkspolitischen und sozialen Institutionen zuwendet. Der Abschnitt über ungarische Dichtung ist bestrebt, das Interesse des Lesers durch lebendige Bildnisse der größten ungarischen Dichter und Denker zu erwecken. Für die geschmackvolle Ausstattung und das Bildermaterial des fesselnd geschriebenen Bändchens gebührt der Druckerei Athenaeum volle Anerkennung.

DIE NEUE RECHTSENTWICKLUNG IN UNGARN. Von *Georg Rác*. Danubia-Verlag, Budapest-Leipzig-Milano, o. J. 86 S.

In den letzten zehn Jahren erfuhren die Rechtssysteme sämtlicher europäischer Länder bedeutsame Wandlungen. Allerdings waren diese in Ungarn nicht struktureller Art, aber dennoch genug tiefgehend, um eine Neuorientierung des interessierten ausländischen Lesers erforderlich zu machen. Georg Rác schrieb seine Arbeit in gemeinverständlicher Form für das große Publikum. In übersichtlicher Folge behandelt er die neuen Institutionen auf dem Gebiete des Staats-, Straf-, Privat-, Handels- und Prozeßrechtes; aus seinen Ausführ-

rungen geht die für die mitteleuropäische Rechtsentwicklung bedeutsame Kontinuität der ungarischen Verfassungsmäßigkeit und Rechtsordnung überzeugend hervor. Abschließend veröffentlicht Verfasser eine kleine Bibliographie, in der wir aber leider die in stattlicher Anzahl erschienenen Werke des ungarischen Rechtsschrifttums in deutscher Sprache, vor allem aber das genaue Verzeichnis der in deutschen Fachzeitschriften erschienenen Studien vermissen. Wohl verweist Verfasser bei den einzelnen Abschnitten auf diese, doch sind sie größtenteils seine eigenen Arbeiten. Das äußerst brauchbare Buch erschien in der Reihe »Probleme des Donauraumes« des Danubia-Verlags. Es wäre erwünscht, recht bald auch weitere Werke des reichen ungarischen Rechtsschrifttums in möglichst großer Anzahl in fremden Sprachen erscheinen zu lassen; dringenderforderlich wäre vor allem eine zeitgemäße Darstellung des ungarischen Handels- und Wechselrechtes.

UNGARN-TASCHENBUCH (*Magyar Tájköztató Zsebkönyv*). 2. Auflage. Mit einem Geleitwort von *Siegmund Baron Perényi* herausgegeben von *Elemér Radisics*. Verlag des Ungarischen Nationalverbandes, Budapest, 1943. 1200 S. Mit zahlreichen Karten.

Das auf Bibelpapier gedruckte, handliche Taschenbuch faßt die auf Ungarn bezüglichen wichtigsten Angaben zusammen; der Untertitel gibt genauen Aufschluß über den Inhalt: »Land und Volk. Vergangenheit und Gegenwart. Beziehungen zum Ausland. Ungarns europäische Sendung«. Die Redaktion des Werkes ist das Verdienst des Ministerialrates *Elemér v. Radisics* im kön. ung. Außenministerium, dem die bedeutendsten Mitglieder der neuen Generation ungarischer Wissenschaftler zur Seite standen. Dadurch konnte die Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit der in dem Taschenbuch enthaltenen Angaben in höchstem Maße gesichert werden. Die einzelnen Abschnitte behandeln der Reihe nach folgende Fragen: allgemeine Angaben über den ungarischen Staat, Schicksalsgemeinschaft der Karpaten- und Donauvölker, wirtschaftliche Einheit, soziale Probleme, Angaben über Kulturpolitik, Sport und Fremdenverkehr sowie eine kurzgefaßte Geschichte Ungarns; den umfangreichsten Teil — etwa ein Drittel — des Taschenbuches ehmern die Beziehungen Ungarns zum

Ausland ein (Beziehungen zum Deutschen Reich, Italien, Slowakei, Kroatien, Serbien, Rumänien, USA, England und Frankreich vornehmlich kultureller Art in ihrer geschichtlichen Entwicklung). Abschließend werden eine kurze Chronik des gegenwärtigen Krieges sowie Verzeichnisse der in Ungarn in fremder Sprache erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften und der auf Ungarn bezüglichen wichtigsten Werke gegeben.

BRIEFMARKENKUNST IN UNGARN. Von *Elemér v. Czakó*. Verlag der Gutenberg-Gesellschaft in Mainz, 1943. 333—341 S. Mit zahlreichen Abbildungen.

Als Sonderdruck aus dem Gutenberg-Jahrbuch 1942—43 erschien das wertvolle Heft von *Elemér v. Czakó*, das Geschichte, technische Entwicklung, kennzeichnendste Vertreter und europäische Stellung der ungarischen Briefmarkenkunst darstellt. Es war ein glücklicher Gedanke, die wichtigsten und schönsten Stücke der ungarischen Briefmarkenkunst als Beilage in Originalfarbendruck zu veröffentlichen.

VERGLEICHENDE SCHRIFTPROBEN ZUR ENTWICKLUNG UND VERBREITUNG DER SCHRIFT IM 12—13. JAHRHUNDERT (Schriftlichkeit und intellektuelle Schichtung. — Beiträge zur europäischen Entwicklungsgeschichte. — Heft 1.) Von *Stephan Hajnal*. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Verlagsanstalt Danubia, Budapest-Leipzig-Milano, 1943. 16 S. Text, -30 S. Schriftproben.

Die Reihe, deren erstes Heft von Prof. *Stephan Hajnal* vorliegt, ist bestrebt, die Entwicklung der europäischen Gesellschafts- und Kulturgemeinschaft zu untersuchen, ausgehend von dem Schriftgebrauch und seinen Formen: die Schriftbildung und die damit verbundene Bedeutung der intellektuellen Berufsschichten. In dieser Absicht vergleicht das Heft zahlreiche Schriftproben aus dem 12—13. Jahrhundert u. zw. westliche, französisch-deutsche Urkundenschriften mit ungarisch-polnisch-schwedischen Schriftzügen; es bringt dadurch den Erweis, daß die Urkundenschriften dieser sonst sehr fernen Gebiete von überraschendem Gleichakt und von auffallenden Übereinstimmungen Zeugnis ablegen. Diese rasche und gleichartige Entwicklung des Schrift-

gebrauches hängt zweifellos mit dem sich gleichzeitig entwickelnden Universitätsunterricht zusammen. Das Studium der Formen der Schriftlichkeit kann sich als fruchtbare und gegenständliche Methode erweisen, die besonders geeignet ist zur Untersuchung des europäischen Unterrichtswesens, Beamtentums und damit der gesamten gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung.

AUF DEN UFERN DUNKLER GEWÄSSER (*Na brehu čiernych vód. Vyber z modernej ma'arskej lyriky*). Mit einer Einleitung von *Emil Boleslav Lukáč* herausgegeben von *Rezsó Szalatnai*. Elán, Bratislava, 1943. 176 S.

Der vornehm ausgestattete, reichhaltige Band ist ein überzeugendes Dokument der geistigen Zusammenarbeit der Karpatenvölker. Die größten lebenden slowakischen Dichter, die das Ungarische übrigens alle beherrschen, traten hier zusammen, um ihren Landsleuten die neue ungarische Lyrik, mit der auch sie durch zahllose Fäden verbunden sind, darzubieten. V. Beniak S. Krémery, E. B. Lukáč, V. Marko, D. Okáli, J. Poničan, V. Roy, T. D. Štitnický und A. Žarnov geben eine reiche Auswahl aus den Gedichten von Ady, Babits, Juhász, Kosztolányi, Tóth, Gyóni, József, Reményik, Kassák, Áprily, Erdélyi, Lorenz Szabó, Illyés, Mécs, Gyóry, Gulyás und Berda. Einleitend würdigt *Emil Boleslav Lukáč*, Schriftleiter der »Tvorba«, der bereits mit mehreren Studien über Ady und einem Band von Übersetzungen hervortrat, die Bahnbrecher der ungarisch-slowakischen literarischen Annäherung in warmen Worten. Die deutsche Fassung der Studie von *Lukáč* erschien in dem Augustheft 1943 unserer Schwesternzeitschrift »Donau-europa«.

DIE REISE VON ALEXANDER BÖLÖNI FARKAS IN WESTEUROPA (*Böloni Farkas Sándor Nyugateurópai Utazása*). Mit Einleitung herausgegeben von *Elemér Jancsó*. Minerva-Verlag, Kolozsvár, 1943. 180 S. Mit zahlreichen Abbildungen.

Als Nr. 11 der Schriftenreihe »Seltenheiten Siebenbürgens« erschien das bisher handschriftlich gebliebene Reisetagebuch des begeisterten Sozialpolitikers der ungarischen Reformzeit, eine Vorstudie seines in ganz Europa bekannten Werkes »Reise in Nordamerika«. Das vorliegende Reisetagebuch reicht

vom 3. Nov. 1830 bis zum 17. April 1831; besondere Aufmerksamkeit verdient darin vor allem der Abschnitt über Paris, da Verfasser dort die Februarrevolution und deren unmittelbare Folgen miterlebte. Aber auch die Abschnitte über Österreich und Deutschland, in denen Wien, München, Augsburg und Straßburg eingehend geschildert werden, verdienen Beachtung. Erwähnenswert ist schließlich auch der Besuch bei Freiherrn von Hormayr und der »Augsburger Allgemeinen Zeitung«. Aufgabe der ungarischen Deutschforschung wird es sein, die zwei handschriftlich vorliegenden Übersetzungen von Alexander Böloni Farkas, die von Goethes »Werther« und Schillers »Don Carlos« eingehend zu untersuchen; gewiß wird das längst erwünschte Erscheinen auch dieser Werke des vorzüglichen Stilisten manches Überraschende enthalten.

VON BUDA BIS BELGRAD IM JAHRE 1663 (*Budáról Belgrádba 1663-ban*). Illustrierte Reisebeschreibung von *Heinrich von Ottendorff*. Übersetzt und mit Einleitung herausgegeben von *Ágidius Hermann*. Herausgegeben vom Komitat Tolna (Bd. 7 der Reihe »Aus der Vergangenheit des Komitates Tolna«). Szekszárd, 1943. 121 S. Mit Karten.

Die an Kartenskizzen und Zeichnungen reiche Reisebeschreibung von *Heinrich von Ottendorff* wird in der kartographischen Abteilung des Heeresarchivs in Wien bewahrt. *Ottendorff* war Mitglied der Abordnung, die Kaiser und König Leopold wegen der grausamen Plünderungen der osmanisch-tatarischen Truppen des Großvezirs Mohamed von Köprül entsandte. Er beteiligte sich an der Abordnung als militärischer Sachverständiger und benützte seine Reise dazu, um Angaben zu sammeln, seine Beobachtungen aufzuzeichnen und über das Gesehene ein lebendiges Bild zu entwerfen. Besonders wertvoll sind diese Aufzeichnungen von ungarischem Gesichtspunkt aus, da sie in einer Zeit entstanden, aus der infolge der Osmanenherrschaft nur sehr wenig schriftliche Aufzeichnungen erhalten sind, aber auch darum, weil die sorgfältigen und genauen Skizzen *Ottendorffs* in vielen Fällen auch über die Siedlungsformen der Zeit verlässliche Auskunft erteilen.

Es ist ein hohes Verdienst des Komitates Tolna, daß diese Reisebeschreibung in ungarischer Übersetzung mit dem Originaltext und den Kartenbeilagen

erscheinen konnte. Bei der Dürftigkeit der Denkmäler ungarischer Lokalgesehichte kommt einer Veröffentlichung dieser Art erhöhte Bedeutung zu. Ottendorff gibt in seinen topographischen Zeichnungen ein getreues Bild der ungarischen Siedlungen des Mittelalters und läßt in seinen Schilderungen die Bedeutung und das innere Leben dieser klar erkennen. Der Übersetzer, Ágidius Hermann, leistete nicht nur sprachlich saubere Arbeit, sondern gab in seiner Einleitung auch ein farbenvolles Zeitbild, daß dem Leser die Reise Ottendorffs und seine Bestrebungen verständlich macht.

UNGARISCHER MIKROKOSMOS. SKIZZEN. Herausgegeben von *Stefan Gál*. Kleinbuchreihe Südost. Wiener Verlag, Wien, 1943. 74 S. Mit Abbildungen.

Der hübsch gesetzte, geschmackvoll ausgestattete kleine Band eröffnet das vielverheißende ungarische Buchprogramm des Wiener Verlags, in dessen Rahmen in der bekannten Kleinbuchreihe Südost des Verlags allein acht Bändchen erscheinen sollen. Die sieben Essays des vorliegenden Bändchens bilden eine Auswahl aus den Meisterwerken neuer ungarischer Kunstprosa. Sie enthalten Darstellungen der besten ungarischen Schriftsteller von heute über ungarisches Land, ungarisches Leben, den ungarischen Charakter in sachlich gediegener und farbenvoller Fassung, in genußreicher und leicht zugänglicher Form. Die Skizzen von Gyula Illyés, Eugen Erdős, Alexander Márai, Franz Móra,

Gyula Krudy, Ladislaus Cs. Szabó und Siegmund Móricz enthalten im Kern alles, was die ungarische Prosa über ungarisches Land und Leben aussagt. Leider beeinträchtigen die Abbildungen die Stimmung des Bändchens. Es wäre erwünscht, diese Zeichnungen in einer Neuauflage wegzulassen.

DAS INSTITUT FÜR UNTERNEHMUNGSWIRTSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT KOLOZSVÁR (*A kolozsvári egyetem vállalatgazdasági intézete.*) Von *vitéz Theodor Rajty*. Bücherei für Unternehmungswirtschaft Bd. I. Kolozsvár, 1942. 44 S. Mit deutschem Auszug.

Verf. gibt eine Darstellung der Organisation des an der Universität Kolozsvár neuerrichteten Lehrstuhles für Unternehmungswirtschaft. Die ungarische Regierung legte großen Wert darauf, daß die Wirtschaftswissenschaft in zeitgemäßer Form in den rückgegliederten Teilen Ostungarns und Siebenbürgens auch an der Universität entsprechende Vertretung erhalte. Dies führte zur Errichtung der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät an der Universität Kolozsvár. Ein Lehrstuhl dieser ist der für Unternehmungswirtschaft, der unter der Leitung des Verfassers eine großzügige und vielseitige Tätigkeit entfaltet. Das Heft enthält die Statuten des Institutes für Unternehmungswirtschaft, behandelt dessen Bibliothek, Arbeitspläne, verzeichnet die bisher gehaltenen Vorlesungen und gibt in knappen Zügen das Wesen der Seminararbeit bekannt. Mehrere Bilder ergänzen den lehrreichen Bericht.

INHALT DES OKTOBERHEFTES 1943.

DIE KULTURELLE ENTWICKLUNG DES UNGARISCHEN ALFÖLD. Von <i>Franz Erdei</i>	465
UNGARISCHE FORSCHER UNTER DEN PRIMITIVEN VÖLKERN. Von <i>Gyula Ortutay</i>	475
JAPANISCH-UNGARISCHE BEZIEHUNGEN. Von <i>vitéz Iwan Nagy</i>	481
DIE KAVALIERE. Roman von <i>Koloman Mikszáth</i> . II.	489
JUNGE UNGARISCHE DICHTER. Gedichte von <i>Josef Berda</i> , <i>Koloman Dudás</i> , <i>Georg Rónay</i> , <i>Ladislaus Szabédi</i> , <i>Franz Szemlér</i> und <i>Alexander Weöres</i> , übersetzt von <i>Gyula Garzuly</i> , <i>Árpád Guillaume</i> , <i>Friedrich Lám</i> und <i>Hildegard von Roob</i>	502
DR. LUDWIG SPOHR ZUM GEDÄCHTNIS	507
BÜCHERSCHAU	508

MITARBEITER DIESES HEFTES:

- Dr. Franz *Erdei*, Rechtsanwalt und Landwirt, Szigetszentmiklós.
Dr. Gyula *Ortutay*, stellvertretender Leiter der literarischen Sektion des Ungarischen Rundfunks, Privatdozent an der Universität Szeged.
Dr. *vitéz Iwan Nagy*, Sektionsrat im Kön. Ung. Kultus- und Unterrichtsministerium.

UNSERE DICHTER:

- Koloman *Mikszáth* (1849—1910), Romanschriftsteller, dessen Werke zum Teil auch in deutscher Sprache zugänglich sind.
Josef *Berda*, Dichter, Újpest.
Koloman *Dudás*, Apotheker, Csáktornya.
Dr. Georg *Rónay*, Lektor der Verlagsanstalt Révai in Budapest.
Ladislaus *Szabédi*, Bibliothekar an der Universitätsbibliothek in Kolozsvár.
Dr. Franz *Szemlér*, Rechtsanwalt, Brassó (Kronstadt).
Dr. Alexander *Weöres*, Direktor der Stadtbibliothek in Pécs.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: Béla Pukánszky.

436051. — Athenaeum, Budapest. — Verantwortlich: Direktor Anton Kárpáti.

Im Erscheinen

das große Sammelwerk der ungarischen Südost- und Balkanforschung :

UNGARN UND DIE NACHBARVÖLKER

I n h a l t :

UNGARN UND SEINE NACHBARN

Von Dr. Gyula *Miskolczy*, o. ö. Univ.-Professor, Generaldirektor der Ungarischen Kulturanstalten in Wien

UNGARN UND DIE DEUTSCHEN

Von Dr. Béla *Pukánszky*, o. ö. Univ.-Professor, Schriftleiter der Zeitschrift »Ungarn«, Debrecen—Budapest

UNGARN UND DIE POLEN

Von Dr. Adrian *Divéky*, o. ö. Univ.-Professor, Direktor a. D. des Ungarischen Instituts in Warschau, Debrecen

UNGARN UND DIE TSCHECHEN

Von Dr. Andreas *Angyal*, Mittelschullehrer, Budapest

UNGARN UND DIE SLOWAKEN

Von Dr. Ladislaus *Sziklay*, Universitätslektor, Schriftleiter der Zeitschrift »Uj Magyar Museum«, Debrecen—Kassa

UNGARN UND DIE RUTHENEN

Von Dr. Alexander *Bonkáló*, o. ö. Univ.-Professor, Budapest

UNGARN UND DIE SLOWENEN

Von Dr. August *Pavel*, Univ.-Dozent, Musealdirektor, Schriftleiter der Zeitschrift »Dunántúli Szemle«, Szombathely—Szeged

UNGARN UND DIE KROATEN

Von Dr. Ladislaus *Hadrovics*, Univ.-Dozent, Budapest—Szeged

UNGARN UND DIE SERBEN

Von Zoltán *Csuka*, Schriftleiter der Zeitschrift »Láthatár«, Budapest

UNGARN UND DIE NEUGRIECHEN

Von Dr. Andreas *Horváth*, Univ.-Dozent, Gymnasialdirektor, Oberstudienrat, Budapest

UNGARN UND DIE RUMÄNEN

Von Dr. Ladislaus *Gáldi*, ao. Univ.-Professor, Schriftleiter der Vierteljahrschrift »Archivum Europae Centro-Orientalis«, Budapest—Kolozsvár

UNGARN UND DIE BULGAREN

Von Dr. Zoltán *Szilády*, ao. Univ.-Professor, Musealdirektor a. D., Budapest

UNGARN UND DIE TÜRKEN

Von Dr. Ladislaus *Rásonyi*, o. ö. Univ.-Professor, Direktor a. D. des Ungarischen Instituts in Ankara, Kolozsvár.

Im Auftrag des Balkanausschusses herausgegeben von Dr. Stefan *Gál*

VERLAG DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von kön. ung. Oberregierungsrat Generalsekretär Prof. *Alexander v. Kibédi Varga* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat, ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschland und Ungarn fördernd und vertiefend mitwirken. Preis je P 1.—

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE :

1. *Darré, R. W.* : A Német Birodalom és a délkelet-európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet).

2. *Von Cochenhausen, F.* : Német katonai szellem a múltban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart).

3. *Spranger, E.* : Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander).

4. *Hóman, B.* : Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft).

5. *Günther, H. R. G.* : A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese).

6. *Freisler, R.* : Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa)

7. *Strólin, K.* : Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung).

8. *Von Tschammer und Osten* : Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden).

9. *Schwerin von Krosigk L. gróf* : Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung).

10. *Storm, E.* : Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft).

11. *Pukánszky, B.* : Mozart.

12. *Hofmann, Fr.* : A széntől a műgumiig (Von der Kohle zum Kautschuk).

13. *Paikert, G.* : Ahogyan egy magyar a magyart látja (Wie ein Ungar den Ungarn sieht).

14. *Harmjanz, H.* : Közösség és kultúra (Gemeinschaft und Kultur).

15. *Löbner, W.* : A pályaválasztás irányítása és a szakmai nevelés a mai Németországban (Berufsenkung und Berufserziehung im gegenwärtigen Deutschland).

16. *Franz, E.* : U. S. A., Japán, Anglia (U. S. A., Japan, England).

17. *Von Jagow, D.* : A Führer rohamosztága (SA des Führers).

18. *Freyer, H.* : Nagy Frigyes. Történelmi arckép (Friedrich der Große, ein historisches Portrait).

19. *Scheel, A. G.* : A német diákság (Das deutsche Studententum).

20. *Von Tusnádi Nagy A.* : A magyar alkotmány szelleme (Der Geist der ung. Verfassung).

DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN

Herausgegeben von Prof. *Béla Pukánszky*

UNGARN UND DIE NACHBARVÖLKER

Mit einer Einleitung von Prof. *Gyula Miskolczy*

Herausgegeben von *Stefan Gál*

SIEBENBÜRGEN — EIN BILDERBUCH

Farbbilder von *Michael Erdődi*, Einleitung von *László Cs. Szabó*

DIE UNGARISCHE MUSIK

Von *Zoltán Kodály* und *Dénes Bartha*

UNGARN IM KARPATENBECKEN

Von Prof. *Andreas Rónai*

DIE GESCHICHTE SIEBENBÜRGENS

Von Prof. *Jenő Horváth*

SIEBENBÜRGEN IM AUFBAU DER UNGARISCHEN KULTUR

Von Prof. *László Gáldi*

SIEBENBÜRGEN UND SEINE VÖLKER

Herausgegeben von Prof. *Elemér Mályusz*

UNGARN IM DONAURAUM

Mit einer Einleitung vom kgl. ung. Ministerpräsidenten *Nikolaus von Kállay*

Herausgegeben von *Stefan Gál*

UNGARISCHES SOLDATENTUM 896—1914

Von *Árpád Markó*

UNGARISCHE SOZIALPOLITIK

Von *Dénes Bikkal*

DAS UNGARISCHE VOLKSLIED

Von *Jenő Petneki*

NEUE RECHTSENTWICKLUNG IN UNGARN

Von *Georg Rácz*

DIE KLEINE ENTENTE

Von Prof. *Jenő Horváth*

VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG MILANO